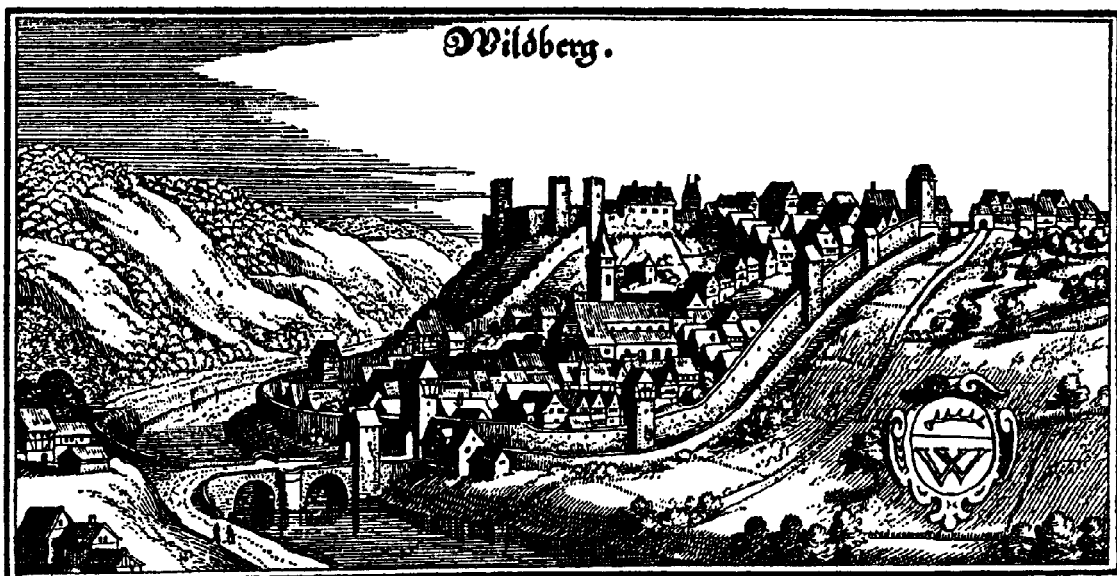


Sinft & Heute

Beiträge aus dem Heimat- und Geschichtsverein Landkreis Calw e.V.



Heft 5 1994

Sinft & Heute

Herausgeber:
Heimat- und Geschichtsverein Calw e.V.

Redaktion:
Hermann Scheurer

Inhalt

	Seite
Vorwort	6
Fritz Barth, Calmbach Eine Freikorpsgruppe im oberen Wald - eine fast unbekannte Episode aus der Zeit nach dem 1. Weltkrieg	7
Friedrich Hölzel, bei Kriegsende Stadtpfarrer in Bad Liebenzell Wie das Kirchspiel Bad Liebenzell das Kriegsende erlebte	10
Paul Rathgeber, Calw Verehrungen, ein Begriff aus Altwürttemberg	16
Ulrich Griesau, Zavelstein Der Zavelsteiner Krokus: Legenden und Wirklichkeit	21
Fritz Roller, Gechingen Der „Franzosenfeiertag“ in Gechingen und Umgebung	25
Hermann Scheurer, Nagold Die Hochwasserkatastrophe von 1851 im Nagoldtal	28
Karl-Ernst Feuerbacher, Ebhausen Die Verbreitung des Namens Feuerbacher im Kreis Calw eine familiengeschichtliche Betrachtung	32
Ernst Waidelich, Nagold (früher Simmersfeld) Körperbau, Tracht und Nahrung der Simmersfelder Bevölkerung nach der Beschreibung von Pfarrer Schmoller (1821)	34

Zum Geleit

Bereits im fünften Jahr geht nun unser Vereins- und Forschungsberichte-Heft „Einst und Heute“ hinaus an die Ortsarbeitsgruppen, Einzelmitglieder und sonstige Interessierte - auch jenseits unserer Bezirksgrenzen.

Abermals haben eine Anzahl engagierte Mitglieder sich die Mühe gemacht, honorarfrei ein Beispiel ihrer Forschungsarbeit vorzulegen, und Redakteur H.Scheurer war bereit, unter erheblichem Einsatz auch diese Jahresausgabe auf den Weg zu bringen. Ebenso haben sich Herr H.Geiler und Frau S.Gilfort tatkräftig für die

Publikation eingesetzt. Ihnen allen sowie der Kreissparkasse, die entscheidend zur Drucklegung beitrug, sei Dank gesagt, auch namens der Mitglieder, die von diesem Zuwachs an Erkenntnissen über die Geschichte unsrer näheren Heimat genauso profitieren wie einzelne Orte oder Fachinstitutionen.

Calw, im Sommer 1994

Jürgen Rauser

Vorsitzender des
Kreisgeschichtsvereins Calw

Fritz Barth, Calmbach

Eine Freikorpsgruppe im oberen Wald - eine fast unbekannt Episode aus der Zeit nach dem 1. Weltkrieg

Am 29. November 1982 tagten in Neuweiler in einer gemeinsamen Sitzung die Gemeinderäte von Neuweiler und Bad Wildbad zwecks Verhinderung eines von der Landesregierung geplanten Staudamms bei der Agenbacher Sägmühle im Kleinen Enztal.

Dabei wirkte auch der mir von meiner kurzzeitigen Tätigkeit 1945 auf dem Nachbarhof bekannte frühere Bürgermeister Hans Lörcher jr., jetzt als Neuweiler Gemeinderat, mit. Hans Lörcher jr. entstammte einer alten Schulzenfamilie aus Oberkollwangen.

Schon sein Urgroßvater Johann Ludwig Lörcher stand von 1857-1885 an der Spitze der bäuerlichen Gemeinde Oberkollwangen.

Auch sein Großvater Johannes Lörcher war von 1900 an Schultheiß, bis er 1938 während

des 3. Reiches durch Kaufmann Hammann abgelöst wurde.

Nach dem Zusammenbruch des NS-Regimes wurde erneut auf die alte Schulzenfamilie zurückgegriffen. Der Sohn von Johannes Lörcher, Hans Lörcher, wurde 1945 Bürgermeister von Oberkollwangen.

Seine Nachfolge trat 1966 sein Sohn Hans Lörcher jr. an. Dieses Amt übte er bis zum Gemeindezusammenschluß mit Neuweiler 1974 aus. Der frühere Bürgermeister und spätere Neuweiler Gemeinderat ist am 4. Januar 1987 verstorben.

Aber zurück zur gemeinsamen Ratssitzung, die ihren Abschluß mit der üblichen Nachsitzung in einem Gasthaus fand.

Dabei tauschte Hans Lörcher jr. mit mir Erlebnisse aus, und wir kamen auch auf seinen Großvater, den Altschultheißen Johan-

nes Lörcher, der noch mit über 90 Jahren die Jagd ausübte, zu sprechen. Hans Lörcher erzählte mir weiter, daß bei seinem Großvater nach dem 1. Weltkrieg ein deutscher Offizier, der in Fememorde verwickelt war, längere Zeit untergetaucht sei. Gearbeitet habe dieser nicht viel auf dem Hof. Er sei eigentlich nur mit seinem Großvater auf die Jagd gegangen.

Weiter erzählte H. Lörcher jr., daß auf dem Oberen Wald, ausgehend von Oberkollwangen, durch bäuerliche, konservative Kräfte eine Freikorpsgruppe gegründet worden sei. Auch sei ein größeres Waffenlager angelegt worden.

Nahziel der Freikorpsgruppe war, wie andernorts auch, der „roten Gefahr“ entgegenzutreten und die Schaffung einer Räterepublik in Württemberg mit zu verhindern.

Daß diese Gefahr auch in unserem Raume bestand, zeigt deutlich ein Reichsgerichtsurteil gegen 8 Calmbacher von 1926 wegen Vorbereitung zum Hochverrat (Aktenzeichen 14a J480/26 des Reichsgerichts Leipzig). Für den „Tag X“ hatten sie auf Anforderung einer linksradikalen Gruppierung Dynamit entwendet und ein Sprengstofflager angelegt.

In den Recherchen zum Lebenslauf des früheren Hofphotographen des Königs von Württemberg, Karl Blumenthal, die von



Johannes Lörcher
geb. 19.12.1871
† 10.6.1964
Schultheiß in
Oberkollwangen
von 1900 - 1938

Stefan Janzen erstellt und von Hans Blumenthal zur Verfügung gestellt wurden, entdeckte ich zum erstenmal etwas schriftliches über die obengenannten Vorgänge in Oberkollwangen. Im tabellarisch aufgestellten Lebenslauf des Karl Blumenthal heißt es darin auszugsweise: „Von 1919 bis Mitte der Zwanziger Jahre war Karl Blumenthal Mitarbeiter der paramilitärischen „Organisation Consul“, die nach dem Vorbild der baltischen Freikorps auch im Nordschwarzwald gegründet wurde. Er kam dazu, da er bei seinen Photoausflügen in die nähere Umgebung oft bei Bekannten rastete, so auch bei Schultheiß Johannes Lörcher in Oberkollwangen.“

Die „Organisation Consul“ war damals zum reichsweiten Wehrverband ausgebaut worden und ihre Tätigkeit breitete sich auch auf dem Land aus, wie die Oberkollwanger Vorgänge deut-

lich machen.

Ihre Mitglieder, die von ehemaligen Militärs geleitet wurden, sehnten sich zurück zum Kaiserreich. Sie lehnten die Weimarer Republik mehr oder weniger ab.

Wörtlich wird weiter aus dem Lebenslauf zitiert: „Bis auf kleinere Wandererzählungen und die Vorführung seiner Lichtbilder von Frontsoldaten im Frühjahr 1918 wurde über Leben und Arbeit von Karl Blumenthal in den darauffolgenden Jahren nicht entdeckt außer seiner Mitarbeit bei der konservativen „Organisation Consul“. Während deren politische Bedeutung hier vernachlässigt werden kann, muß die Bedeutung der Mitarbeit Blumenthals für das Verständnis seines Weltbildes betont werden. Zweck der Organisation war es, im Falle einer sozialistischen Revolution in den Städten, vom Land aus

die „alten Werte“ zu verteidigen. In Oberkollwangen wurde hierfür ein Waffenlager eingerichtet, welches erst in den Dreißiger Jahren ausgehoben wurde. Welcher Art die Mitarbeit Blumenthals war, ist noch völlig unklar. Denkbar wäre eine Vermittlerrolle, da er sowohl zum Adel und Großbürgertum als auch zur Landbevölkerung gute Kontakte hielt.“

Soweit aus seinem Lebenslauf, der zum erstenmal schriftliche Kunde und damit auch Einblicke in die Oberkollwanger Vorkommnisse gibt.

Ein kürzlicher Besuch beim 93-jährigen Ulrich Lörcher in Ettmansweiler läßt weiteres Licht ins Dunkel der damaligen Vorgänge fallen. Ulrich Lörcher, Sohn des Oberkollwanger Schultheißen und Bruder des Bürgermeister Hans Lörcher sen., bestätigte die Gründung der Freikorpsgruppe. Er sei selbst Mitglied der „Organisation Consul“ gewesen. Von einem Offizier namens Damm seien sie angeführt worden.

Die Zusammenkünfte hätten in Schönbronn stattgefunden und die militärischen Übungen seien im freien Gelände zwischen den Nachbarorten durchgeführt worden.

Im Gegensatz zu seinem Nefen, dem früheren Bürgermeister Hans Lörcher jr., meinte Ulrich Lörcher, daß der bei seinem Vater, dem Schultheißen Johannes Lörcher untergetauchte Offizier nicht an den Berliner Fememorden an Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg, sondern am Mord von Reichsfinanzminister Matthias Erzberger, der am 26.8.1921 in der



Nähe von Bad Griesbach von Offizieren erschossen wurde, beteiligt gewesen sei. An den Namen des Offiziers könne er sich nicht mehr erinnern.

Daß die Oberkollwanger auch schon in den Wirren von 1848/1849 politisch Flagge zeigten und aktiv waren, zeigt der damalige Aufruf des Oberkollwanger Rates an die Nachbargemeinden, sich den republikanischen Veränderungen entgegenzustellen. Vierzehn Schult heißen mit ihren Gemeinden unterstützten damals den Aufruf des Oberkollwanger Schult heißen, seines Rates und fast seiner gesamten Bürgerschaft, sich hinter den württembergischen König Wilhelm I. zu stellen.

Dies war, wie die Freikorpsgruppe nach dem 1. Weltkrieg, ebenfalls eine antirevolutionäre Initiative der obrigkeitlichen und königstreuen Bewohner des Oberen Waldes.

Die positive demokratische Entwicklung mit einer besseren, gerechteren Verfassung gibt ihnen rückblickend nicht recht.

Trotzdem können wir heute diesen Männern und ihrer aufrechten und auch mutigen Haltung den Respekt nicht versagen. Sie wußten es nicht besser und hatten vor Veränderungen der bisher geltenden Werte ganz einfach Angst.

Ein weiterer Vermerk im Lebenslauf des Karl Blumenthal gibt zusätzliche und erklärende Einblicke in die zu Ende gehende Weimarer Republik und die beginnende NS-Zeit.

Obwohl es seitens der NSDAP-Führung auch immer Querver-

bindungen zum Sekretariat und zu den Generalbevollmächtigten des sich im Exil befindlichen Deutschen Kaiser Wilhelm II. gab, wurde ansonsten im Deutschen Reich streng darauf geachtet, daß alle monarchistischen Regungen unterbunden wurden.

Besonders als Kaiser Wilhelm II., der zunächst mit Adolf Hitler sympatisiert und von ihm die Wiedereinführung der Monarchie erhoffte, sich vom Nationalsozialismus distanziert hatte.

Im ländlichen Raum und besonders in unseren bäuerlichen Gegenden gab es zu Beginn des 3. Reiches noch viele Anhänger des 1918 untergegangenen Kaiserreiches. Viele Ergebenheitsbekundungen erhielt der frühere Kaiser und auch seine 2. Gemahlin Hermine von Reuß aus adeligen und bürgerlichen Kreisen.

Im Wildbad war als Kaisertreuer, der schon 1896 als Hofphotograph bezeichnete Karl Blumenthal, bekannt, dem wir auch die einzigartigen Bilder der untergegangenen Berufe verdanken.

Ab 1927 trat das frühere Freikorps-Mitglied Karl Blumenthal mehrfach Reisen nach Doorn an, um über Kaiser Wilhelm II. größer Bildererien zu erstellen. Danach wurden viele zehntausende Postkarten des ehemaligen Deutschen Kaisers und seiner Familie in Druck gegeben. In diesem Zusammenhang hatte Karl Blumenthal eine größere Korrespondenz mit Hermine von Reuß. Dies alles war vor der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten kein Problem. Ab 1933 wurde es anders.

Trotzdem hatte Karl Blumenthal im Jahre 1935 den Mut, eine Schaufensterausstellung anlässlich des Geburtstages von Wilhelm II. in Wildbad zu erstellen. Die damals in Wildbad sehr zahlreichen NS-Anhänger sorgten dafür, daß durch polizeiliches Einschreiten die Ausstellung zu Ehren des früheren Deutschen Kaisers Wilhelm II. unterbunden wurde.

Quellennachweise:

- Recherchen zum Lebenslauf Karl Blumenthals von Stefan Janzen.
- Gespräche mit dem früh. Bürgermeister von Oberkollwangen Hans Lörcher jr.
- Gespräch mit seinem Onkel Ulrich Lörcher, Etmannsweiler
- Reichsgerichtsurteil Leipzig Akt.Zei. 14a J 480/26
- Neuweiler Heimatbuch von Jürgen Rauser

Friedrich Hölzel, bei Kriegsende Stadtpfarrer in Bad Liebenzell

Wie das Kirchspiel Bad Liebenzell das Kriegsende erlebte.

Der Samstag (15. April 1945) steigt herauf. Die Erwartung des Kommenden lastet wie ein Alp auf jedermann.

Abends will ich den letzten der auf dem Hauptverbandsplatz verstorbenen deutschen Soldaten in sein schon seit Tagen bereitetes Grab zu den drei anderen legen, die da drin ruhen. Da fahren die Grananten über uns weg, die wir grad vor der Brücke beim Rathaus auf dem Wege sind. Ein Satz über die Hecke weg bringt mich in Deckung. Beim Umschauhalten sehe ich die Staubwolken an der Stelle, wo ich von meiner Deckung aus unser Pfarrhaus vermute. Ich lasse meinen Mesner und meinen Leichenträger allein zum Dia-Haus weitergehen und eile, von erneutem Granateinschlag gehetzt, nach Hause.

Daß es nunmehr endgültig ernst war und daß der Feind nicht mehr weit sein konnte, war jetzt klar. Wir schliefen umschichtig die Nacht. In der ersten Hälfte legte ich mich aufs Bett, sprungbereit, in der zweiten meine Frau. Aber es passierte nichts, und am frühen Morgen des Sonntags trete ich an das Grab jenes Soldaten und bete ein Vater unser und werfe die Hand voll Erde auf seinen Sarg.

Am Sonntag nach Misericordias domini, den 16. April um 6 Uhr früh läutet die Glocke den Volkssturm zusammen. Der Wehrmachtsbefehlshaber gab den Befehl, sich der über die Nagold zurückweichenden Truppen anzuschließen. Wer



Bad Liebenzell „Am See“

*Federzeichnung von Karl Winkel
Eigentum und Verlag: Carl Reichert, Calw*

nicht folgt, wird erschossen! Es folgt aber niemand. Leider flüchteten sechs Männer auf diesen Befehl in den Wald und liefen dort geradewegs dem Feind in die Hände. Sie sind seitdem verschwunden (doch gab mir der Kommandant in Calw auf meine Anfrage und schriftlichen Bericht beruhigende Auskunft). Der Volkssturm

löst sich auf. Jeder ist in seinem Haus bei den Seinen. So schleichen die Stunden hin.

Wir sind im Keller, unserm guten, großen Pfarrhaus-Luftschutzkeller, in dem wir am Christfest mit den Kindern so schön gefeiert und so manche Bibelstunde seit jenem 7. Oktober hatten. Unsere Ohren sind

gespannt auf alle die Geräusche von oben: MG-Feuer, Pistolen-schüsse, Panzergranaten, Geschützdonner. Aber wir warten vergebens auf das Rasseln der Panzer, das uns zum Zeichen sein sollte, heraufzusteigen, die weiße Fahne zu zeigen und - dem Feind zu begegnen. Die weiße Fahne zeigen wir aber doch gegen Mittag. Und es passiert uns nicht jenes unglaubliche Bubenstück, das den Löwenwirt in Maisenbach um sein schönes Anwesen brachte. Dort kehrte auf das Hissen der weißen Fahne hin ein SS-Leutnant mit einem Unteroffizier und einem Gefreiten vom Waldrand her noch einmal zurück, wollte den Löwenwirt Steininger erschießen, schoss ihn auch ins Bein, zündete das große schöne Haus an, das dann auch auf die Grundmauern niederbrannte, mit allem Inventar und den reichen Vorräten dieses Gasthauses.

Wir saßen und warteten auf die Panzer! Da klopfte es an die Haustür. Ich eile hinauf und stehe vor einem kleinen Franzosen, begleitet von einem riesigen Marokkaner. Zum ersten Male sage ich mein Sprüchlein, das ich dann hundertmal zu wiederholen Gelegenheit habe: „Ici la cure; je suis le curé, le pasteur protestant de Bad Liebenzell oder de cette paroisse.“ Darauf grüßte er höflich und stellt sich vor: „Ich bin le Arzt“ und freundlich grüßend zieht er mit seinem Marokkaner weiter. War das der Feind? Im Keller ist Freude und Angst zugleich. Freude, daß es so gut abgelaufen war, Angst vor dem, was doch noch kommen konnte. Es kam denn auch sehr bald! Eine aufgeregte Frauenstimme rief, schrie nach Frau Burk, der Tochter im Haus gegenüber. Ich

komme an die Tür. Es ist Fräulein Neuhaus aus der Wilhelmstraße, die halb französisch, halb deutsch erklärt: „Je suis ordonné, ich muß Frau Burk haben, sie muß sofort einen Photoapparat beischaffen, sonst wird sie erschossen.“ Wir gehen hinüber zu Wursters. Aber da zeigt niemand Lust, nach dem Geschäft in die Wilhelmstraße zu gehen, zu allerletzt die junge Frau Burk. Dort hat man nämlich tatsächlich schon die Bekanntschaft mit den Schwarzen gemacht. Und während wir von der Straße her verhandeln, ruft uns ein französischer Offizier an, der ebenfalls von einem Marokkaner begleitet ist. Wir verstehen seinen Anruf nicht. Bleiben stehen. Worauf er über uns wegschießen läßt. Endlich begreifen wir, daß er ruft: „Kommen Sie her!“

Diese erste Begegnung mit einem französischen Offizier verlief sehr vielsagend. Er fuhr mich an: „Wenn Sie mit einem französischen Offizier sprechen, nehmen Sie gefälligst drei Schritte Abstand!“ Darauf sah ich ihn sehr lang an und ging die geforderten Schritte rückwärts. Als ich ihm meinen Stand nannte, wandelte er noch durchaus nicht um aus der Haltung eines Dompteurs zu einer menschlichen. Er fragte nach dem Bürgermeister. Da konnte ich keine Auskunft geben. Ich wußte im Augenblick nicht, daß Bott, der Adlerwirt, noch in der letzten Sitzung der Stadtväter für den vorliegenden Fall zum Bürgermeister ausersehen war. Aber nun, was wollte dieser sehr streng sich gebärdende den Kopf infolge eines Halsverbandes steif tragende Leutnant? Ich sollte ihm für Farbe sorgen, mit der er ein beschlagnahmtes Auto anstreichen wollte! Also

los mit Wohlleber zur Wilhelmstraße. Unterwegs ruft aus dem „Herzog Eberhard“ Herr G. mich an, seine Frau sei vergewaltigt worden! Der erste mir bekannt werdende Fall, dem leider ! so sehr viele noch folgen sollten!

Vor der Metzgerei Lörcher treffe ich auf meinen kleinen Arzt und sofort melde ich ihm das. Aber da ist ein deutsch-sprechender Unteroffizier, ich vermute ein Elsässer, bei ihm, der fährt mich wüst an. Ob ich nicht wüßte, was in Frankreich durch die Deutschen geschehen sei? Es war wieder eine kalte Dusche und das „Vae vitis“ kam mir immer deutlicher zu Bewußtsein. Bei Wohlleber dauerte es eine Zeitlang, bis die Farbe gebracht werden konnte. Inzwischen tauchte Bott auf und ich wollte ihn zu meinem Leutnant mitnehmen. Aber so schnell ging das nicht. Da war einmal der liebe Onkel Heinrich Altmann, vor drei Tagen als Volksturmman bei uns eingekehrt, jetzt Zivilist geworden und Unterschlupf begehrend. Dann als wir wieder zum Café Essig kamen, rief uns jener Elsäßer an: „Drüben an der Nagold und drunten beim Spritzenhaus liegt ein schwer verwundeter Marokkaner!“ Da die Deutschen die Stelle ständig unter Feuer halten, kann er nicht geborgen werden. Wir sollen ihn bergen. Und es bildet sich eine Trägerkolonne, bestehend aus Bott, Oberlehrer Mast und mir. Die Marokkaner führen uns, sehr vorsichtig und zur Vorsicht mahnend. Kopfschuß. Gehirn stark austretend über dem rechten Auge. Ein Riese. Schwer! Aber wir schaffen es und bringen ihn zu Sattler Rühle, wo mein kleiner Arzt sich seiner annimmt. Die Unsrigen haben tatsächlich

auf uns geschossen! Nun melde ich mich wieder bei meinem Leutnant, der steif, herrisch auf dem Platz vor dem Doktorhaus steht. „Wo waren Sie so lange?“ „Ich habe einen Schwerverwundeten geborgen.“ „O, das ist gut! Das ist sehr gut!“ Und der Bann ist gebrochen. Er ist Mensch! Und sofort geht er aus sich heraus. „Haben Sie Photo? Wir nehmen das sonst ab. Sie behalten das! Haben Sie Fernglas? Auch das behalten Sie“ usw.

Es ist Abend geworden. Und im heimischen Keller werde ich sehnlichst erwartet. Die weiße Fahne ist inzwischen in sehr würdiger Form ausgehängt. An der Haustüre prangt ein Plakat: violettes Kreuz und darüber „la cure“. Das ist wohl streng genommen das katholische Pfarrhaus. Aber in der französischen Schweiz sagt man auch zum evangelischen so und schließlich ist halt dies Haus Kirchstraße 13 „la cure“! Es sieht doch auch ganz so aus! Die Nacht bricht an; die schwerste, die Bad Liebenzell erlebt hat. Vergewaltigungen, Plünderungen, das ist das Geschehen dieser Nacht. Zu uns kommt einmal im Lauf der Nacht ein Trupp Schwarzer. Auf meine Auskunft: „Ici la cure, je suis le curé“. Faßt der vorderste der Schar ehrfürchtig nach meiner Hand und geht vorsichtig wieder die Kellertreppe hinauf und zum Haus hinaus. Der Morgen kommt! Auch nach dieser Nacht. Strahlend geht die Sonne auf - sie strahlt die ganze Woche durch in prächtigem Glanz. Wir haben erst hinterher gemerkt, welch eine Freundlichkeit Gottes dieser Sonnenschein während all dieser Tage gewesen ist.

Am Dienstag Morgen kommen

ein paar weiße Franzosen ins Haus. Ihnen geht es um den Photo, den aber die Hausfrau verteidigt wie eine Löwin ihr Junges. Und siehe da, zunächst wird er mitgenommen, aber nach einer kleinen Weile wieder zurückgebracht unter allerlei Entschuldigungen. Dafür geht jetzt das Verlangen auf Wein. Die Pfarrfrau will die Durstigen mit Süßmost abspesen. Den wollen sie nicht. Ich selber lasse mich herumkriegen und opfere meine Flasche Kirsch! Die hätte ich behalten können, wäre ich energischer gewesen. Sehr viel ernster ist, was nun die Berichte von den Vorgängen der Nacht ergeben. Die Vergewaltigungen sind entsetzlich: vom 13jährigen Kind bis zur 83jährigen Greisin, selbst die Wöchnerin in ihrem Bett mit ihrem Säugling - kein weibliches Wesen ist sicher und bleibt verschont, wenn die tierische Brunst dieser Schwarzen einmal aufgewacht ist.

So muß ein Ausweg gefunden werden. Und plötzlich steht da in unseren Gedanken die Kirche! Wer hat zuerst diesen Gedanken gehabt? Jedenfalls ist er da und wird ausgeführt. Ich suche wieder jenen Leutnant mit dem Halsverband, für den ich am Abend übrigens auch noch zwei Hühner hatte besorgen müssen, wa da noch recht anständig sich vollzog: nach Verlaß von zweimal 24 Stunden lebte ja links und rechts der Nagold kein Huhn und kein Hase mehr; auch unsere waren von den Schwarzen gestohlen und verzehrt. Der Leutnant ist wieder an seinem Platz dort oben bei der Pension Weik. Er gibt mir nicht nur Auskunft über den Ort, wo ich den Kommandanten der hier kämpfenden Truppe treffe, er schickt auch

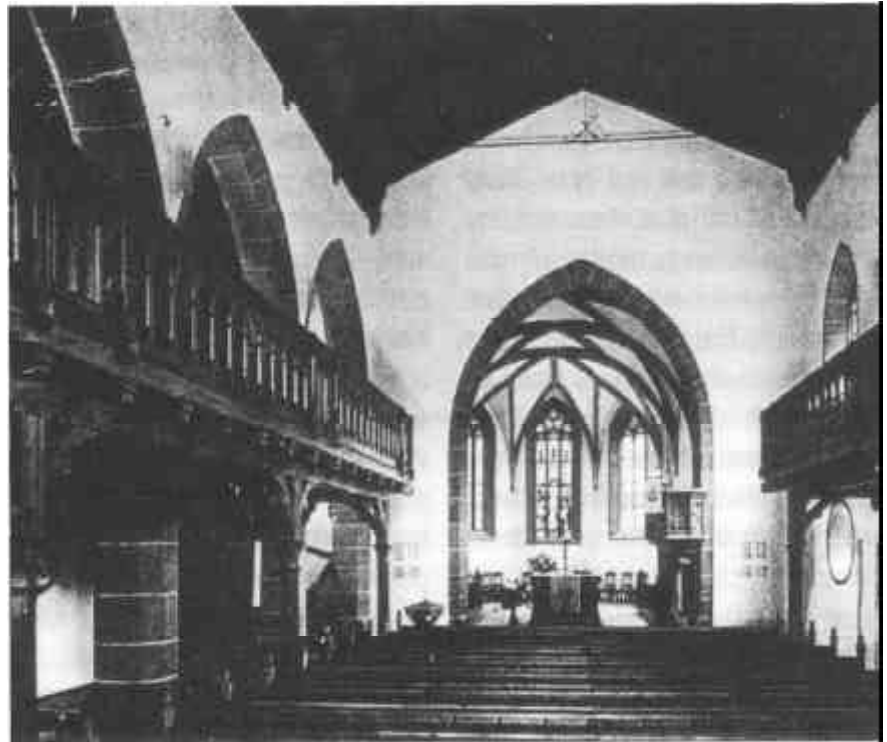
auf meine Bitte sofort seinen marokkanischen Begleiter als Wache ins Pfarrhaus, da ich ja nun auf längere Zeit meine Haustüre aus den Augen lassen muß, die ich doch seit Montag früh unausgesetzt hüte.

Also zum Kommandanten! Er hat seinen Gefechtsstand auf der Schleyerburg bei Frau von Diest. Mit Hilfe eines bei Sattler Rühle einquartierten Leutnants, des feinsten - soweit ich das feststellen kann - menschlich feinsten unter den französischen Offizieren, denen ich in diesen Tagen begegnet bin - erreiche ich den Kommandanten. Er spricht nicht deutsch. Sein Adjutant erledigt meine Bitte. Als ich von ihm weggehe, ist folgendes vereinbart: die Kirche und das Pfarrhaus werden Zufluchtstätten für alle Frauen der Gemeinde. Sie erhalten für die Nacht Wachen. Ich selbst bekomme eine Passierschein und bin berechtigt die Toten zu beerdigen (wir haben ja noch immer zwei, jetzt sogar drei Leichen daliegen, die unter den Boden kommen sollen), und die Kranken zu besuchen innerhalb unseres Städtleins und während des Tages.

Auf dem Heimweg suche ich die Kirche auf. Sie ist ganz still, ganz unberührt von dem grausigen Geschehen draußen auf den Gassen und in den Häusern. Der Gegensatz ist so ungeheuer, daß meine Nerven einen Augenblick zu streiken drohen. Mir laufen die Tränen über das Gesicht und ich kann nur in die Stille dieses Raumes hinein seufzen: „Herr Gott, Du suchst uns schwer heim. Deine Hand züchtigt uns hart. Aber wir haben Deinen Zorn verdient. Doch um Christi Willen: Erbarme dich! Erbarme dich über uns

armen Gequälten!“ Daß die Kirche Zuflucht sei, geht wie ein Lauffeuer durch die Stadt. Und schon am frühen Nachmittag rücken sie an, nicht nur die Frauen und Mädchen, o nein, auch die Männer, die Kinder, alle kommen sie und das Haus füllt sich, Chor, Schiff, Empore; und der Sarg in der Sakristei ist auch eine Wache, so gut wie die Marokkaner, die beim östlichen Kirchhofeingang lagern. Im Pfarrhaus steigt und steigt inzwischen die Zahl der dort Schutz Suchenden, bis sie zuletzt hundert erreicht, wenn es nicht gar ein paar mehr wurden. Da der Artilleriebeschuß immer noch anhält, kann nur das Erdgeschloß benützt werden und da lagern nun Männlein und Weiblein, ein ganzes Volk! Am späten Nachmittag muß ich nochmals zum Kommandeur. In der Kirche ist die Angst aufgewacht, es könnte die deutsche Artillerie unser Städtlein beschießen und die in der Kirche zusammengepferchten Massen - es mögen doch an die 500 Leute gewesen sein - wären aus dem Regen in die Traufe gekommen.

Wieder führt mich mein Leutnant von Rühles. Unterwegs, da eben eine ziemlich heftige Schießerei anhebt, die uns zwingt, die Schleyerburg zu umgehen und von hinten her an sie heranzupirschen, fragt er mich plötzlich: „Glauben Sie, daß ein deutscher Kommandant in Frankreich auf seinem Gefechtsstand den französischen Pfarrer des Ortes empfangen hätte, solange noch der Kampf dauert und auf seinem Gefechtsstand die Granaten einschlagen?“ Ich antworte: „Das weiß ich nicht, aber ich bin Ihnen jedenfalls dankbar, daß Sie es tun!“ „Nun“, entgegnete er, „für uns ist das selbstverständlich!“



Das Kircheninnere nach der Renovierung 1978

Tatsächlich zeigt sich der Kommandeur, das heißt sein Adjutant. Großartig! Sie hören mich an. Verstehen die Besorgnis. Und es fehlt bloß, daß sie mir auf ihren Karten 1:25000 die deutschen Artilleriestellungen gezeigt hätten, jedenfalls erklären sie mir bestimmt, die Kirche liege im toten Winkel; keine Angst sei nötig. Mit dieser guten Botschaft kehre ich zu den Leuten dort zurück und wir beten und empfehlen uns dem göttlichen Schutz für die Nacht.

Am Morgen nach einer für uns im Pfarrhaus ruhigen, für die in der Kirche Eingepferchten allerdings sehr unruhigen Nacht, in der kein Schuß im Städtlein fiel, wohl aber der übliche Abendsegens der beiderseitigen Artillerie noch erheblich nahe dröhnte, kam ich zur Kirche, las dort die Losung, die ich im Pfarrhaus auch gelesen hatte. Das schöne Wetter hält an. Der Kirchhof wird zum Spielpaltz für die vielen, vielen Kinder, so

wie der Hof und Garten hinter dem Pfarrhaus zum Aufenthalt werden für unsere Eingesperrten. Da sitzen sie in der Sonne, die schon recht schön wärmt.

An diesem Mittwoch Morgen haben auch drei Franzosen das Haus nach Soldaten durchsucht. Sie taten es sehr höflich, indem sie an jeder Tür erst anklopfen, aber sehr gründlich. Dem guten Onkel Heiner leuchten sie mit der Taschenlampe ins Gesicht. Aber da seine mächtige Glatze aufstrahlt, ziehen sie sich sofort zurück: „Excusez! Pardon!“ Im übrigen herrscht eine gewisse Unruhe unter den Franzosen. Der Kampf stockt, wogt hin und her. Die Unsrigen sollen bei Heimsheim eine SS-Division eingesetzt haben. Als mich wieder ein Offizier am Mittwoch zum Kommandanten führt, frage ich nach der militärischen Lage und ob eine Rückeroberung Liebenzells durch die Deutschen in Betracht komme.

Er fragt mich: „Fürchten Sie sich vor den Deutschen?“ Ich antworte: „Ich fürchte mich davor, all das noch einmal durchkosten zu müssen, was wir jetzt durchgekostet haben und was bei diesem einen Mal schon fast zu viel war.“ Da lacht er: „Sie können ganz beruhigt sein, wo wir einmal sind, da weichen wir nicht wieder!“ Davon sind wir freilich nicht ebenso überzeugt.

Abends um 6 Uhr an jenem Mittwoch werde ich wieder beim Kommandanten vorgelassen: es handelt sich um den Revolver und einen Photo, die noch im Pfarrhaus sind. Eine junge Frau hat beides sehr harmlos mit aus der Pension Weik ins Haus gebracht, obwohl selbstverständlich die Abgabe aller Waffen schon aufs Klarste und Energischste verlangt und auch eine Durchsuchung der Häuser nach Waffen erfolgt war. Schon am Vormittag war ich in dieser Sache in höchster Aufregung zum Kommandanten gelaufen, der sein Quartier wegen der starken Beschießung von der Schleyerburg weg in das Haus Witt verlegt hatte. Aber ich war angesichts der offensichtlich recht brenzligen militärischen Lage nicht vorgelassen, sondern auf 6 Uhr abends wieder bestellt worden.

Und jetzt werde ich auch sofort vorgelassen. Photo und Revolver werden gar nicht übel genommen. Meine Anfrage in Bezug auf das viele Luftschutzgepäck, das hin und her im Städtlein von allen möglichen Leuten untergestellt worden war und dessen Inhalt niemand genau kannte, wird beruhigend beantwortet. Es soll niemand dafür haftbar gemacht werden, wenn da etwa in solch einem

fremden Koffer auch Waffen und Ähnliches gefunden würde. Und wieder vergeht eine Nacht. In der Kirche richten sich die Leute allmählich so ein, daß die Nächte erträglich werden. „Feierlich“ ist der Anblick allerdings nicht, wenn die Losung gehört wird und aus vollem Herzen singen wir unsere Morgenlieder und am Abend ist die Gemeinde sehr beteiligt, wenn wir mit gemeinsam gebetetem Vaterunser uns dem Schutz Gottes für die Nacht befehlen. Es ist Donnerstag geworden. Wieder geht am klaren Himmel die Sonne auf. Die Nacht war ganz ruhig. Es ergibt sich die Notwendigkeit, ein Krankenhaus zu haben, und ich gehe wieder einmal zum Kommandanten. Er genehmigt, daß das Dia-Haus zum Zivilkrankenhaus gemacht wird. Frau Dr. Hessenbruch übernimmt die ärztliche Betreuung. Sie will mit aller Kraft unseren geschändeten Frauen beistehen. In der Kirche ist allerlei Unruhe, weil die Gerüchte nicht verstummen wollen, daß in dem menschenleeren Städtlein die Slovenen aus dem Umsiedlungslager in der Liebenzeller Mission holen, was die Marokkaner des Aufhebens nicht für wert geachtet oder übersehen haben. Fräulein Haller will zwar die Hand ins Feuer legen für ihre Schützlinge. Aber der Verdacht belastet diese schwer. Unsere Lage ist dadurch nicht leichter. Übrigens machte der Kommandant heute morgen einen Spaß, als ich wieder dastand. Er sagte seinem Adjutanten: „Dites au pasteur qu'il ne circule pas sie beaucoup afin qu'il n'aille pas davant moi a l'éternité!“ Zu deutsch: „Sagen Sie dem Pfarrer, er solle nicht so viel herumlaufen, sonst geht er noch vor mir in die Ewig-

keit!“ Aber ich mußte doch zu Marquardt hinaus, von dem man hörte, daß er mit ganz schwerer Gesichtsrose auf den Tod krank liege. Aus dem Oberen Bad ist freilich an diesem Morgen noch geschossen worden, so langsam sind die Fortschritte der Franzosen, die allerdings nach unserer Beobachtung so gut wie keine Verluste haben.

Der heutige Tag bringt auch den Abschied von Dr. Klein, Docteur en Droit, Straßbourg, Robertsau Rue de la Tauche 43 mit Familie und vor Herrn Münch und seiner Familie. Herr Münch fällt mir um den Hals und küsst mir beide Wangen. Und nun erfahre ich, was sich in jenen Morgenstunden des 16. April hier außen im Längenbachtal zugetragen hat. Hier hatten die beiden Frauen Klein und Münch buchstäblich vor dem französischen Kommandanten gekniet, der schon drauf und dran war Jagdbomber anzufordern, die unser Städtlein hätten in Brand werfen sollen, weil aus den weithin mit leuchtenden roten Kreuzen versehenen Häusern über der Nagold drüben so rasend geschossen wurde. Die beiden Frauen waren uns dankbar verbunden dafür, daß wir diese Familien christlich aufgenommen hatten, obwohl, nein weil sie als Opfer der Willkürherrschaft des 3. Reiches in diese so unwürdigen Verhältnisse draußen bei der kleinen Papiermühle gepreßt worden waren, wo sie in regelrechten Pappschachteln wohnen sollten, 4 Personen in einem Raum von noch nicht 3 m Länge und 2 m Breite! Herr Dr. Klein wird uns auch künftig ein Fürsprecher sein. Und Herr Münch will alles daran setzen, so bald als

möglich von Straßbourg aus Arzneimittel für unsere Frauen herbeizuschaffen. So bald als möglich! Es hat sich gezeigt, daß dies nicht so bald sein wird; der Krieg ist immer noch viel verheerender in seinen Auswirkungen, als wir uns das vorstellen.

Am Nachmittag beerdigen wir nun unsere Toten. Die ganze Gemeinde ist da. Während wir am ersten Grab stehen, heult eine letzte, schwere deutsche Granate über uns weg und schlägt etwa 1 km vor der Stadt auf der Schömberger Steige ein. Es war mehr ein Staunen als ein Schrecken, was uns faßte. Das aber war nun auch tatsächlich die letzte Lebensäußerung, die wir von der deutschen Armee

erfuhren. Von jetzt an war sie für uns unsicht-, unhör- und unfühlbar. Für die Nacht vom Donnerstag auf Freitag hatte der neue Kommandant, dessen Truppe die seitherige abgelöst hatte, schon den Vorschlag gemacht, wieder die Kirche zu räumen und in den Häusern zu schlafen. Aber da doch noch immer Schwarze um den Weg sind, bleibt man lieber noch einmal im Pfarrhaus, das von 8 oder gar 12 solchen Wüstensöhnen behütet wird. Sie kampie- ren im Hof, machen ein großes Feuer und kochen am Morgen einen richtigen Kaffee. Natürlich sind die Kinder ständig bei ihnen und Gottfried wandert von Arm zu Arm.

Und nun ist Freitag geworden. Auch diese Truppe rückt ab. Vor

ihrem Abzug habe ich noch ein Gespräch mit dem Adjutanten des Kommandeurs, der mich lachend fragt: „Nun, waren wir so schrecklich?“ „Nein, Sie nicht!“ „Aber die Marokkaner - waren die schlimm? War es arg mit ihnen?“ „C’etait terrible, formidable, horrible“, gebe ich zur Antwort, die er verlegen lächelnd entgegen nimmt. Auf meine Frage, ob ich heute Nachmittag meine Filialorte besuchen könne, antwortete er, auf meine Lazarettpfarrersbinde deutend: „Avec la croix rouge vous irez partout!“ (Mit dem roten Kreuz können Sie überall gehen!) Ein Händedruck und wir sind in unserem Liebenzell wieder ganz unter uns!

Verehrungen, ein Begriff aus Alt-Württemberg

Im „Hilfswörterbuch für Historiker“ von Haberkern/Wallach, 1987 steht der Begriff „Verehrungen“ nicht. Im „Schwäbischen Wörterbuch“ von Hermann Fischer, 1908, wird „Verehrungen“ nur mit „Geschenk“ übersetzt.

Daß sich aber in über dreihundert Jahren nicht sehr viel geändert hat an der Einstellung der Leute, daß früher wie heute auch oft nur geschenkt wird, um wieder etwas geschenkt zu bekommen, das war der Anlaß zu diesem Aufsatz und dazu hin soll versucht werden, einen alten Begriff wieder ins Bewußtsein zu bringen. Das, was im Neudeutschen Vitamin B heißt („B“ steht für Beziehungen) das hieß vor zwei oder dreihundert Jahren Verehrungen.

Über das Thema Verehrungen ist bisher noch nicht viel abgehandelt worden, ja der Begriff ist sogar vielen, die sich mit Geschichte befassen, unbekannt. Um so erstaunlicher ist dies, da das umfangreiche Gebiet der Verehrungen ein Spiegelbild der kulturellen und soziologischen Verhältnisse im Land darstellt und in den alten Akten auf Schritt und Tritt vorkommt. Dieses Schweigen mag nicht zuletzt daher rühren, daß man diese Unsitte, wie so vieles Interessante in der Geschichte, für selbstverständlich und daher für nicht beachtenswert oder gar der Aufzeichnung würdig gehalten hat. Ein weiterer Grund mag sein, daß es sich hier um ein überaus heikles Thema

handelt und solche mehr oder weniger unsauberen Dinge werden nicht gerne niedergeschrieben. Die Kenntnis davon geht, so viel auch darüber mündlich geschimpft und gesprochen worden sein mag, mit dem Absterben der Generation im Volk unter und es bleibt nur das übrig, was in den Akten versteckt ist und von der Nachwelt daraus hervorgeholt werden mag.

Es ist sicher falsch, nur von der guten alten Zeit zu sprechen, denn Licht und Schatten standen in der Geschichte ebenso scharf gegeneinander wie heute. So sehr wir uns also um objektive Wahrheit bemühen, so wenig ist es erlaubt, von irgend etwas heute Unverständlichem die Augen zu verschließen oder etwas Peinliches zu unterdrücken. Dies gilt sowohl für die brisante politische Geschichte als auch für Kulturkuriositäten, wie sie im Begriff der Verehrungen beschrieben werden.

„Einem etwas verehren“ ist heute noch allgemeiner, wenn auch nicht häufiger Sprachgebrauch und bedeutet nichts anderes, als jemand eine Ehre antun. Die Verehrung im hier zu schildern den Sinn war offenbar ein besonders auf schwäbischen Boden gewachsenes Wort und ist in zweifachem Sinn gebraucht worden.

Erstens umfaßte der Begriff die von einer Behörde oder einer Privatperson für besondere Leistungen erfolgte Gabe eines Ehrensoldes in Gestalt von Geldgeschenken oder Kostbarkeiten, namentlich Bechern,

Ketten und dergleichen. Das latinisierte „Honorar“ (honor = Ehre, Verehrung, Zierde) deutet auf diesen Ursprung hin.

Zum anderen bedeutet Verehrung auch die Hingabe von Geld und Gut an Beamte oder Vorgesetzte durch Untergebene oder aber an solche, die sich ohne Grund und Recht einen Vorteil sichern wollen, was man schon vor vielen Jahrhunderten als „Schmiralia“ (von schmieren = mit Fett bestreichen, einen zu gewinnen suchen durch Bestechung oder Schmeichelei) bezeichnet hat.

Im Gegensatz zur erstgenannten Bedeutung des Wortes handelt es sich hier um etwas, was zwar allgemeine Übung war, aber doch das Licht des Tages scheute und daher geheim gegeben wurde. Es kann leider nicht bestritten werden, daß nicht nur der Steuerertrag, sondern auch unmittelbar das Privateigentum von allen, die an der Macht saßen, Übel geschröpft wurde. Diese Vampirwirtschaft war ein allgemein angemaßter Rechtstitel der „Ehrbarkeit“, was ja grotesk genug klingt.

Das schwäbische Volk hatte für solche außergesetzlichen Nebeneinnahmen der Beamten das richtige Gefühl innerer Ablehnung und des Spottes. Viele Sprüche seit dem 17. und dem 18. Jahrhundert sind uns in dieser Hinsicht überliefert: „*jedes Ämtle hat sein Schlämple*“ das heißt seine Nebeneinnahmen, Schmäuse (von Schmaus) und Verehrungen. Nikolaus Frisch-

lin schreibt im 16. Jahrhundert von Beamten: „*Wer die nit schmiert und bracht Geschenk, des Sach an Nagel wird gehängt*“ (das heißt nicht behandelt).

Ein Spruch von 1608:

„*Ich will was großes verheißen fein, Ihr wisset wohl, es muß geschmieret sein*“.

Aus dem Oberland stammt der Spruch:

„*Wenn der Tod sich schmieren ließ wie unsere Herren Beamte, no hätt er kein so magere Bauch, er hätt e größere Wampe*“.

Daß in sehr naher Verwandtschaft zu den Verehrungen auch die „Zehrungen“ stehen, das heißt Schmausereien zur Repräsentation bei Land und Gemeinden, mit denen dasselbe Schindluder getrieben wurde, wird sich aus dem folgenden ablesen lassen.

Natürlich war es nicht nur in Schwaben üblich, durch Hingabe von Geschenken Vorgesetzte oder einflußreiche Stellen für die eigenen Interessen gefügig zu machen; offensichtlich war eine solche Übung über ganz Europa hinweg verbreitet. Der Ritter von Lang (1769-1835) lebte in Bayern und war als hoher Beamter und als ausgezeichnete Beobachter sehr wohl in der Lage, lebendige und der Wirklichkeit entsprechende Berichte zu schreiben. Er bemerkt nur einmal so nebenbei:

„*Kleine Geschenke anzunehmen hielt man nicht für sträflich. Der Bauer gab sie gerne und lieber als jetzt die großen Sporteln (Gebühren), für welche er nicht einmal ein freundliches*

Gesicht erhält.“

Zum Thema Verehrungen zitieren wir aus den „Wirtenbergischen Briefen“, die Friedrich Bernritter 1786 herausbrachte, einige Beispiele, die das Gesagte verdeutlichen sollen:

Der neu ernannte Oberamtmann schreibt an seinen Vetter und langjährigen Oberamtmann, er solle ihm doch guten Ratschlag geben:

„*Wie ich mich bei meiner künftigen Amtsführung den Regeln der Klugheit - und meinem Vortheile gemäß - zu verhalten habe?*“

Antwort darauf:

„... wenn ich Ihnen freilich alle diejenigen Grundsätze, nach denen ich bei meiner Amtsführung zu Werke gehe, erläutern, alle diejendigen Vorteile, bei deren Befolgung ich mich bis hero so wohl befunden, empfehlen wollte, so müßte ich Ihnen statt eines Briefes zumindest ein paar Folianten schreiben, ohne daß ich mir aber getraute, die Materie damit ganz zu erschöpfen. Doch ich will das Vertrauen, womit Sie mich beehren, durch einige allgemeine Erinnerungen zu verdienen suchen: 1. Ihre bevorstehende Hochzeit müssen Sie in der Amtsstadt feierlich halten und dazu nicht nur in dieser, sonder auch in allen Amtsorten Mann für Mann förmlich einladen lassen.

Der Bauer, der sich schon zur Gewissenssache macht, seinen Mitbürgern zur Hochzeit zu gehen, wird der Einladung des neuen Oberamtmannes umso williger folgen. Mir hat diese Höflichkeit wenigstens 1000 fl. bare Hochzeitsgeschenke eingetragen.

2. Suchen Sie sich um die Ge-

müts- und Vermögensumstände Ihrer Amtsangehörigen genau zu erkundigen, damit Sie bei denjenigen, die sich Ihrer Hilfe bedienen, gleich wissen, wo Sie dran sind.

3. *Vermöge dieser Kenntniss nehmen Sie sich in vorfallend gerichtlichen und amtlichen Streitigkeiten immer derjenigen Partei vorzüglich an, die am meisten geben wird.*

4. *Es gibt Fälle, wo von beiden Teilen genommen werden darf. Zum Beipsiel in Ehescheidungssachen, da jedes gerne vom andern los wäre und wo man jeden Teil glauben machen kann, als wäre man auf seiner Seite.*

5. *Kleine Geschenke an Butter, Eier, Fleisch und dergleichen müssen öfters, besonders, wenn dabei Zeugen zugegen sind, mit großem Ungestüm zurückgewiesen werden. Dadurch erlangen wir beim gemeinen Haufen den Ruf der Ohnparteilichkeit, derjenige aber, der nicht mit Kleinigkeiten zu kommen gewöhnt ist, wird sich dadurch nicht so leicht irre machen lassen.*

6. *Die alte Regel, daß für Berichte keine Geschenke genommen werden sollen, ist längst aus der Mode ...*“

So gehen die Vorschläge weiter (über 30 Nummern), bis es zum Schluß heißt:

„*Auf diesem - und tausend anderen Wegen - wovon bloß die Gelegenheit Gebrauch machen lehrt, bin ich innert der zehen Jahre, da ich die meinige Stelle bekleide, ein reicher Mann geworden*.“

Irgendwelche Ähnlichkeiten mit lebenden Personen oder Ämtern wäre rein zufällig!

Die Kirchenvisitationen der damaligen Zeit waren etwas hoch

Bedeutsames und der jeweilige Stelleninhaber wohl darauf bedacht, seine Pfründe zu behalten.

Mit einem Essen - wenn man so sagen will - war manches möglich. Ein Pfarrer aus N. schreibt an seinen Gevatter Oberförster:

„Hochverehrter Herr Gevatter Oberförster!

Da bis nächstkommenden Donnerstag die jährliche Kirchenvisitation hier wieder vorgenommen wird, so habe Herr Gevatter höflichst ersuchen wollen, uns nebst der Frau Liebsten auf diesen Tag mit ihrer Gegenwart zu beehren, und mit einem Mittagessen gütigst bey uns vorlieb zu nehmen. Zugleich bin ich so frey, Hochwertesten Herrn Gevatter zu bitten, daß Sie mir auf kurze Zeit mit einer Anlehnung von 25 fl. aus-
helfen möchten. Ich brauche dieses Geld, um die baren Auslagen, welche die Visitationsmahlzeit an Fleisch, Gemüß, Fischen und Krebsen, Zucker, Gewürz, fremden und inländische Weinen, Butter, Ayer und dergleichen erfordert, davon zu bestreiten, wie uns denn nur die Spargeln, die meine Frau gestern von Stuttgart erhalten, auf 4 fl. zu stehen kommen. Bedenken Sie, lieber Herr Gevatter, 13 fl. 30 kr. ist meine ganze vierteljährige Geldbesoldung, die mir von der Verwaltung bezahlt wird, und reine 25 fl. kostet mich dieser eine Tag! Eine Summe, wonvon ich mit Weib und sechs Kindern ein halbes Vierteljahr bequem leben könnte. - Aber was ist da anders zu thun, will ich von der Frau Spezialin kein scheeles Gesicht - und von meinen benachbarten Herrn Kollegen und ihren Frauen, die nach der löblichen Gewohnheit zu diesem Schmauß eingeladen werden müssen, keine üble

Nachrede haben, so muß ich mich schon darein ergeben. Ich habe während meines Hierseyens mit meinem geringen Einkommen bishero noch von Jahr zu Jahr angelanget, da wir aber im letztabgewichenen Jahrgang bekanntlich totalen Wetterschlag an den kleinen Zehend-Sorten und völigem Mißwachs an Obst erlitten, so bin ich dadurch bey meiner starken Haushaltung so weit zurückgesetzt worden, daß ich zum 1. Mal empfinde, wie weh es einem ehrlichen Menschen thut, wenn er genöthigt ist, Geld zu entlehen. Ich verspreche aber gleich nach der heurigen Ernte, (die der Höchste gesegnet ausfallen lassen wolle) richtige Bezahlung und bin“ usw.

Antwort des Oberförsters:

„Hochwürdiger, Hochzuehrender Herr Gevatter Pfarrer! Anbey folgen die verlangte 25 fl., die der Herr Gevatter mir nach Ihrer guten Bequemlichkeit wieder heimgeben möge. Was aber Dero höfliche Invention auf den nächsten Donnerstag anbelangt, so werden der Herr Gevatter mir nicht verübeln, daß ich solche nicht annehmen mag. Mir würde, auf Parole, nicht ein Bißen schmecken, und ich weiß es noch gar wohl, wie es mich bey der fern-
digen Mahlzeit geärgert hat, daß sie so gar entzetzlich darauf losgefressen - und was sie nicht aufgezört, bey Butzen und Stiel vollends eingepackt - und mit sich forgeschleppt haben. Meiner Lebtag, Herr Gevatter, will ich nicht vergessen wie Ihre Dignität sich damalen an dem fetten Hirschziemer erlabt haben, und was die Frau Superintendentin für einen grimmigen Blick auf meinen Waldmann geworfen, als er Ihre, indem sie

von dem Herrn Vicario eine Prisse genommen, daß große Stück Mandeltorte vom Deller weggeschnappt hat. Aber, nehmen Sie es nicht übel, Herr Gevatter Pfarrer! wenn ich an Ihrer Stelle wäre, sollte mich kein Teufel zwingen, so ein gar kostbares und großes Tractament zu geben. Ihre Dignität, würde ich sagen, ist es gefällig, mit mir vorlieb zu nehmen auf eine Suppe, ein Stück Rindfleisch mit rothen Rüben, ein gutes Sauerkraut mit halbgeräuchertem Fleisch und Blutwurst und einen Braten, so seyen Sie mir willkommen, wo nicht, Prosit die Mahlzeit im Wirtshaus, dafür haben Sie Ihre Diäten zu verrechnen, und wenn der Hochwürdige Herr nicht von meinem Besoldungswein trinken wollte, so möchte er das brav bleiben lassen. - ... Für ganze 4 fl. Spargeln zu einer einzigen Mahlzeit! Potz alle Wetter! Für soviel Geld habe ich im abgewichenen Jahr gerade 200 Stück schweres Filderkraut gekauft, und davon mit meiner großen Haushaltung auf ein ganzes Jahr Gemüse genug zu essen gehabt ...

Wünsche, daß beykommende zwey junge Hasen wohl schmecken mögen, und bin nebst höflicher Salutation“ usw.

Die Pfarrerin zu N. an ihre Nachbarin zu N.

„Hochwertheste Frau Schwägerin!

Weil wir gestern das Vergnügen nicht gehabt haben, Sie und den Herrn Liebsten bey der Visitationsmahlzeit in N. anzutreffen, so muß ich Sie doch auch berichten, wie es dabey abgeloffen ist. Die Gesellschaft war ziemlich zahlreich. Sie bestund aus dem Herrn Spezial, seiner

Frau und Schwiegermutter, der ältesten Tochter, dem Herrn Verwalter von N., dem Herrn Amtmann, seiner Frau und beeden Töchtern von N. dem Pfarrer und seiner Frau von N. dem Herrn Vicarius von N., meinem Mann und mir.

Als das Rindfleisch abgenommen war, so erschien noch der Herr Spezialvicarius mit den beeden jüngsten Söhnen, und unerachtet sie versicherten, dass sie das Mittagessen vor ihrem Weggehen bereits zu Hause eingenommen hätten, so wurden ihnen doch noch Plätze eingeräumt, von denen sie auch solch guten Gebrauch machten, dass sie ihrer Versicherung bis zu Ende der Mahlzeit uneingedenk zu sey schienen. -Zählen Sie unserer Gesellschaft noch zu den Herrn Pfarrer und seine Frau (von den Töchtern kam keine zu Tisch), so werden sie finden, dass solche aus weniger nicht denn etlich und 20 Personen bestanden ist. Ohne den Schultheis, Burgermeister und Heiligenpfleger zu rechnen, die man anfänglich, so sehr es auch an Raum in der Herberge gebrechen wollte, doch noch unten am Tisch angeflukt hatte, nachdem aber der Herr Vicarius nebst den beeden Eleven angestochen kam, mußten sie das Feld räumen, und formirten alsdann in der Studierstube den Kammertisch.

Das Essen war durchaus recht schön, alles zur Genüge da, und delikat gekocht, aber sie hätten auch sehen sollen, wie man sichs höheren Orten wieder hat schmecken lassen. Jedes zwey Stück boeuf à la mode so gros, - dass ich davon auf den ganzen Tag übersatt gewesen wäre. Bey jedem Gang wurde wie gewöhnlich ein Knopf an der Weste geöffnet, und unversucht ging nicht eine Schüssel vorbey. Un-

erachtet die Spargeln recht schön, und für die gegenwärtige Jahreszeit ein kostbares Gemüse waren, so wurde dennoch versichert, dass man sie bey der vorgestrigen Visitation in N. noch schöner und größer gehabt habe. Wißen Euer Hochwürden auch - erwiderte der Herr Pfarrer - aber indem er zu reden fortfahren wollte, bekam er von seiner Frau, wie ich sah, einen bedeutenden Wink, und hielt mitten in seiner Antwort inne. ... Als der Nachtisch aufgesetzt wurde, sagte der jüngste Knabe der Frau Spezialin, der aus der freien Luft, wohin er kurz zuvor, da ihn ein Reiz zum Erbrechen angewandelt, gebracht worden, eben wieder zur Stube getreten war: „Gelten Sie, Mama, was wir von all dem nicht essen, das nehmen wir mit uns nach Hause?“ Die liebe Mama stellte sich, als ob sie nicht gehört hätte, und beschäftigte sich, den Herrn Gemahl aufzuwecken, den der Burgunder mit Muskaten vermischt, seine Wirkung thun hatte lassen - und eben sanft einnicken wollte. Daß die Pfarrerin heuer zum ersten Mal bey dem Nachtisch mit einem Mandelberg aufgezogen gekommen, statt daß wir beede neben den Einschiebtellern nur die gewöhnlich zwey Torten gehabt, hätte die naseweise Madam freylich unterwegs lassen können. - Du meine Güte! bey sechs Kindern und einem geringen Einkommen, ohne eigene Mittel, lässt sich so etwas wahrlich nicht thun! Uns aber, Frau Schwägerin, damit wir uns künftig nicht schlechter finden lassen, als sie, und uns bey der Nachbarschaft der Medisance nicht aussetzen, bleibt nun freylich für das nächste Jahr nichts anderes übrig, als mit Piramiden zum Vorschein zu kommen. Kann sie einen Mandelberg für

3 Thaler geben, so können wir, denk ich, immerhin eine Piramide für 1 Dukaten dagegen sehen. Diesen ärgerlichen Mandelberg abgerechnet, kann ich übrigens ohne Eigenlob sagen, dass unsere beede Mahlzeiten für heuer gewisslich um nichts schlechter als diese gewesen sind. Haben Sie auch schon gehört, daß der Herr Pfarrer zu N. seiner Frau wirklich eine neue Levite von weissem Taffet verfertigen läßt? Ich meines Orts mag der scharmanten Frau wohl gönnen, und wenn die Levite auch von Atlas wäre, so weiß man doch, was ehemals in ledigen Jahren paßirt ist. Leben Sie wohl!“

Diese wenigen Beispiele zeigen die mehr schmunzeln lassende Seite der Verehrungen. Durchaus ernst konnte die Sache aber auch werden. Das zeigen peinliche Prozesse gegen zwei Calwer Vögte wegen Annahme übermäßiger Verehrungen: Vogt Jakob Bestlin (1614-1622 in Calw) und Vogt Johann Ferdinand Krafft (1737-1752 in Calw). Beim letzteren wurden mehr als 150 Zeugen vernommen und es zeigte sich, daß der Vogt Krafft kein Geschäft in Angriff genommen habe, ehe er nicht ordentlich geschmiert war. Obwohl der Vogt mit seiner Amtsführung ein beträchtliches Vermögen zusammengeschart hatte, war er auch nach seiner Suspendierung ein wohlhabender Mann.

„Der fürstliche Erlaß von 1751 ordnet ausdrücklich an, daß der Vogt zur Rückgabe der vorkommenden großen und exzessiven Verehrungen gar wohl hätte angehalten werden können, Sere-nissimus (der Fürst) wolle aber aus seinen bewegenden Ursachen (es bleibt unklar, welche

das waren) gleich wohl von einem Ersatz gnädigst abstrahieren.“

Eine ausführliche Darstellung würde in diesem Rahmen zu weit führen.

Es sollte auch nur der Begriff

Verehrungen angesprochen werden. Für eine kulturhistorische und soziologische Arbeit blieben ein weites Feld. Das Ergebnis ließe sich sicher auch mit heutigen vergleichbaren Vorkommnissen in Politik und Wirtschaft in Bezug setzen.

Der Zavelsteiner Krokus: Legende und Wirklichkeit

Man könnte sagen: „Es war einmal ein Graf, der brachte ein Blümlein mit von einer Reise aus dem tiefen Süden Europas ...“

Ja, man könnte diese Geschichten und Legenden noch ausschmücken und einen ganzen Roman oder ein Märchen schreiben, aber das wollen wir hier nicht. Einige nette und lokkere Geschichten über den Zavelsteiner Krokus lassen sich belegen. Auch wenn sie zum Teil widersprüchlich sind, zeugen sie von einer beachtlichen Phantasie, aber auch von echten Überlegungen.

Da gibt es Aufzeichnungen von unserem althehrwürdigen Stadtschultheißen und Bürgermeister Michael Nonnemann. Er war von 1904 bis 1937 im Amt. Sein Bericht über unsere Krokusse ist sehr einleuchtend dargestellt. Er schrieb seine Erzählungen so etwa um 1929. Ich möchte hier einen Textauszug originalgetreu aus der Zavelsteiner Chronik wiedergeben:

Er schreibt:

„... Bekanntlich gehen die Ansichten über die Ansiedlung und ebenso auch über die Möglichkeit der Verbreitung und Ausrottung sehr auseinander. Ich möchte so gerne die Einführung der Krokusse bei dem letzten Wiedererbauer der Burg Zavelstein, Benjamin Buwinghausen von Walmerode, suchen, der schon in jungen Jahren von Herzog Friedrich I. von Württemberg in wichtigen Staatsangelegenheiten nach den Niederlanden, England und Frankreich gesandt wurde und dabei auch ohne Zweifel mit den dort in



hoher Entwicklung stehenden Blumenzwiebelkulturen bekannt wurde. Es liegt nahe, daß der spätere Burgherr von Zavelstein auch einen Teil dieser Blumenherrlichkeit in der Nähe seines um 1620 zu einem großen Teil neubauten Schlosses haben wollte. Den großen Zeitabstand bis zu dem ums Jahr 1820 bekannt gewordenen Massenaufreten des Krokus halte ich dabei für kein Hindernis zu dieser Annahme. In den ersten Jahrzehnten war die Vermehrung und Verbreitung sicher eine beschränkte und dann kamen wahrscheinlich Störungen und Rückschläge vor. Doch ist diese Vermutung keineswegs sicher (Siehe Abb.20)

... Wenn man beachtet, daß eine Wiese mit durchschnittlich einer Krokuspflanze auf den qm noch wenig auffällt, um so weniger, weil nicht alle Blumen gleichzeitig blühen und daß auf

einer solchen Wiese auf dem Morgen doch schon über dreitausend Pflanzen wachsen, dann kann man verstehen, daß wohl ein Jahrhundert darüber gegangen sein mag, bis eine auffällige Wirkung zustande kam. Heute stehen auf manchen Wiesen 50 - 100 Krokuspflanzen - ohne die nicht blühbaren Brutzwiebeln - auf einem qm, wovon aber nur etwa die Hälfte gleichzeitig aufblüht.

Daß die Krokusblüte in den Baumgärten des „Schloßgartens“ östlich an der Burg, welche früher als die schönste galt, innerhalb der letzten 50 Jahre zurückgegangen ist, ist außer Zweifel; als Grund möchte ich aber eher Bodenmüdigkeit annehmen als Abreißen und Ausgraben durch rücksichtslose Besucher. Ebenso sicher ist, daß in dieser Zeit der Verbreitungskreis sich immer weiter gezogen hat und daß die örtliche

Vermehrung so fortschreitet, daß ihr die unerfreulichen Massenbesuche, wie sie in den letzten Jahren häufig stattfinden, lediglich nichts anhaben konnten, und vermutlich auch nie etwas schaden werden, denn gegen das Überhandnehmen des Zwiebelausstechens wehren sich die Wiesenbesitzer wegen Beschädigung der Grasnarbe. Ob überdies das Abbrechen oder Zertreten der Blüte der Zwiebel nicht mehr nützt als schadet, weil ihre Reservestoffe erhalten bleiben? Deshalb wird gegen das Abbrechen eines bescheidenen Straußes nichts zu sagen sein, dagegen besteht die Absicht künftig gegen sinnlose Verwüstungen wie etwa Massenabreißen und Wegwerfen durch gleichgültige Besucher, Durchfahren der Wiesen mit Kraftfahrzeugen und ähnlichem einzuschreiten, damit sich die große Zahl der wirklichen Naturfreunde unter den vielen Besuchern an den Millionen dieser so lieblichen und zarten Frühlingsblumen ohne Ärger erfreuen kann.“ ...

Dieser Bericht des Stadtschultheißen und Bürgermeisters Michael Nonnenmann ist wohl die am meisten anerkannte Darstellung der Geschichte des Zavelsteiner Krokus.

Man nimmt an, daß die Krokusse irgendwoher, möglicherweise zur Zeit der Kreuzzüge, von Graf Eberhardt im Barte, so um 1470, mitgebracht wurden und er sie im Burggarten, des Safrans wegen, anpflanzte oder anpflanzen ließ. Doch ist dies wohl eher eine Legende, denn hierzu fehlen echte Unterlagen.

In anderen Berichten wird von den Kreuzfahrern gesprochen, die diese Pflanze aus dem vor-

deren Orient mitgebracht haben sollen. Dazu sei ein Berichtsausschnitt aus einem Zeitungsartikel von 1965 zitiert:

... „Mancher wird sich fragen, wie der wilde Safran hierher in die fremde Erde gekommen ist. Eine ganz befriedigende Antwort auf diese Frage kann niemand geben. Es gilt als wenig wahrscheinlich, daß ehemals die Römer oder Kreuzfahrer die Zwiebeln hierher gebracht haben. Etwas wahrscheinlicher ist die Annahme, daß die Mönche aus dem nahen Kloster Hirsau die Pflanzen hier angesiedelt haben. Die Mönche sollen versucht haben, aus dem Safran gelbes Farbpulver zu stoßen. Er gab aber keinen Farbstoff ab.“ ...

Oder hier ein weiterer Bericht aus einer Zeitung von 1984, wonach eine Burgfrau nach der Heimkehr ihres Herrn Gemahl von einem Kreuzzug die Krokusse angepflanzt haben soll.

... „Eine Burgfrau könnte es gewesen sein, die die ersten Krokusse in ihrem Kräutergärtlein der Zavelsteiner Burg pflanzte. Irgendwann im Mittelalter, kurz nachdem der Herr Gemahl von einem Kreuzzug heimgekehrt gewesen war und unterwegs sein Herz für Blumen entdeckt hatte. So könnte es gewesen sein. Genaues weiß man nicht. Diese Geschichte hätte zumindest eines für sich: sie wäre eine romantische Erklärung für den blauen Blütenzauber.“ ...

Auch der Dichter Josef Viktor von Scheffel (1826 - 1886) war in Zavelstein mehrfach auf Besuch. Er hat einige Briefe und Gedichte über Bad Teinach und Zavelstein geschrieben. Unter

anderem auch über die Burg und die Krokusse:

Zavelstein.

Kleine Burg für wenig Mannen,
Städlein rußig, eng und schmal,
Rings des Schwarzwalds Edeltannen,
unten tief das Teinachtal -
Rauhe Lüfte, Wolkenflüge,
Schneeegestöber, Sonnenschein:
Also wandernd im Aprilis,
Schaut' ich einst den Zavelstein.
Nie von Riß und Sprung genötet,
ragt sein schlanker Römerturm
Wie gegossen und gelötet
quaderfest im Zeitensturm ...

... Ruhsam stund der Ortsbewohner
vor dem Haus im Sonntagskleid,
Auch der Burghof pflag der Ruhe
winterschläfrig, tiefverschneit.
Aber ostwärts auf den Halden
weicht besiegt der Schneelast
Druck, Seine Kelche hoch entfalten
will ein wilder Blütenschmuck,
Und im Schmelz der Farbentöne
dunkelviolett bis weiß Drängt sich
fremde Purpurschöne üppigst
wuchernd aus dem Eis.

Krokus, Sproß des Morgenlandes,
selt'ner Gast auf Schwabens Flur,
Zeugnis ewig jungen Frühlings
und uralter Weltkultur.
Wo izzt Flocken niederwirbeln
auf die wohldurchblümete Au,
Pflanzte einst ihr Safrangärtlein
eine kluge Römerfrau.
Saft den Süpplein ihrer Küche,
Kurarznei für böse Sucht,
Dunkeln Locken Wohlgerüche
zog sie aus der edlen Frucht.
Und im Anhauch dieser Blume
schnitt sie, wenn der Frühling nah,
Opfernd zu dem Heiligtume
der Diana Abnoba.

Eine andere Abhandlung über die Herkunft des Krokus findet sich in einem Jahresheft der „Vaterländischen Naturkunde“

von 1871. Dort ist zu lesen, daß im Jahre 1791 die Krokusse noch ganz unbekannt gewesen sein sollen. Dies ist anzunehmen, weil Herr Pfarrer Kurrer 1792 in einem langen, ausführlichen Gedicht über Zavelstein die Krokusblüte nicht erwähnte. Erst 1825 wurde über den Krokus berichtet. Hier nun der Auszug aus dem Jahresheft der „Vaterländischen Naturkunde“ von 1890: ... „Die einzige größere Fundstätte in Süddeutschland dürfte jedoch im Schwarzwald, also unsere Zavelsteiner Krokuswiesen sein. Es ist bis heute nicht geklärt, wie diese prächtig gefärbten Frühlingskinder nach dem rauhen Schwarzwald kamen. Sehr lange scheinen sie aber dort noch nicht heimisch zu sein. Im Jahre 1791 waren diese Pflanzen dem in Calw lebenden berühmten Botaniker Dr. Gärtner noch fremd. Ebenso hat Pfarrer Kurrer in Zavelstein, der ihm Jahre 1792 ein lateinisches Gedicht über alle Einzelheiten in Zavelstein verfaßte, die Krokusblüte vollkommen unerwähnt gelassen. Erstmals 1825 finden wir eine Abhandlung über dieses Naturwunder im Stuttgarter Korrespondenzblatt unter der Rubrik „Früher in Württemberg unbekanntes Gewächse“. Sehr wahrscheinlich ist, daß Ritter und Reisende die Pflanze aus dem Orient oder Italien nach Deutschland brachten, und da die Burg in Zavelstein bis Anfang des neunzehnten Jahrhunderts bewohnt war, so mögen in den Burggärten einige sonnige Plätze mit Krokus bepflanzt gewesen sein. Nachdem nun die gärtnerische Pflege aufhörte und die Gärten vergrasteten, mag durch Vögel, durch Rinder, die mit dem Heu die Krokussamen aufnahmen und diese unverdaut wieder von sich gaben, oder

aber durch das Auswerfen von Heubodenrückständen mit dem Dung eine Verschleppung der Samenkörner stattgefunden haben, die aufkeimend sich nach und nach die ganze große Flächen zu erobern wußten, die heute, in unserer Zeit im Vorfrühling als ein herrlicher, farbenfroher Teppich unser Auge entzückt und das Ziel vieler Wanderer bildet. ... (siehe Abb. 21)

In der Ortschronik von Zavelstein wird an einer Stelle beschrieben, daß es früher angeblich nicht nur in Zavelstein den Krokus gab, sondern auch auf kleineren Flächen in Rippoldsau und Enzklösterle. Dies ist jedoch nicht erwiesen, denn es gibt keinerlei weitere Hinweise auf diese beiden Orte.

In Bad Wildbad hatte die Gemeinde Anfang der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts versucht, durch Ankauf von Heu und Mist von den Krokuswiesen, sowie durch Ausgraben der Krokuszwiebeln diese in ihren Enztalauen anzusiedeln, um auch ihren Kurgästen die Attraktion der Krokusblüte anbieten zu können. Das ist völlig fehlgeschlagen, denn der Zavelsteiner Krokus läßt sich künstlich nicht verpflanzen. Es müssen eben auch hier wieder die Klima- und Bodenverhältnisse stimmen. Auch viele Kurgäste haben eine Verpflanzung in ihren Hausgärten versucht. Es ist kaum ein wirklicher Erfolg bekannt.

Einen genaueren Hinweis auf das Herkunftsland des Krokus ist bis heute nicht eindeutig feststellbar. An einer Stelle in der Ortschronik wird sogar Spanien als Herkunftsland des Krokus bezeichnet, ein drittes sei

Holland. Buwinghausen habe die „Zwiebeln“ auf seinen diplomatischen Reisen aus Holland mitgebracht. Im „Schwarzwald“ (Zeitschrift des Schwarzwaldvereines) Nr. 3 vom März 1941, Seite 27, steht unter anderem sogar zu lesen, es sei anzunehmen, daß der Krokus Ende des 18. Jahrhunderts von dem Schulmeister Bernhardt Mammel, der ihn von einem herzoglichen Gärtner aus Teinach erhalten habe, in ein Gärtchen bei der Ruine gesetzt und daß sich die Pflanze von dort aus auf die umliegenden Bergwiesen verbreitet habe... Wie dem auch sei, es spricht vieles für die von Bürgermeister Michael Nonnenmann vertretene Herkunftstheorie in seinem Bericht von 1929.

Die Weiterverbreitung der Krokusse aus dem Burg- und Pfarrgarten könnte, wie bereits angedeutet, über den Kuhmagen, durch das Aussäen von Tennen- und Heubodenrückständen und ähnlichem mehr vor sich gegangen sein.

Es war früher üblich, diesen ausgefallenen Grassamen samt Spreu und Spelzen, und somit auch den Krokussamen, wieder als Wiesenaussaat zu verwenden. Der Krokussamen jedoch keimt eben nur auf den Zavelsteiner Wiesen.

Wie man sieht, gibt es zur Verbreitung verschiedene Aussagen. Ein Ausschnitt aus einem Bericht aus der Ortschronik soll hier angeführt werden. Er läßt so etwas wie die Atmosphäre der damaligen Zeit erahnen:

...“ In einem Steuerbuch des Zavelsteiner Ämtleins vom Jahre 1699 ist gesagt, dass der Amtsknecht Jak. Friedr. Speng-

ler ein Haus und „zwei Küchengärtlein“ neben dem „hochadligen Buwinghausenschen Blumengarten“ besessen habe; gleichzeitig war dieser Spengler Eigentümer von zwei Äckern „im Aischbach“, welche heute noch zu den schönsten Krokuswiesen zählen. Ich vermute, dass nach dem Jahre 1710, von wo ab das Schloss dauernd unbewohnt blieb und dadurch gewissermaßen herrenlos wurde, die hiesigen Bürger nicht nur ihren Bedarf an besseren Bausteinen im „Schloss“ holten, sondern auch die Überreste des hochadligen Blumengartens sich zu eigen machten

und dass in dieser Zeit die Anfänge der heutigen Krokuswiesen zu suchen sind.“...

Von nun an konnte sich der Krokus jahrzehntelang fast ungehindert ausbreiten und in immer dichteren Gruppen sprießen und blühen. Ich denke, wo immer der Krokus auch her stammt, er hat hier in Zavelstein ein für sich günstiges Klima und ideale Bodenverhältnisse vorgefunden und war daher in der Lage, sich im Laufe der Zeit kräftig auszubreiten und zu „wandern“, bis er heute das Ausmaß der jetzigen Flächen erreicht und zum Teil sogar schon überschritten

hat. Inzwischen findet man heute den Krokus in großen Mengen bereits auch in Sommerhardt, Lützenhardt, Rötenbach, Spessart und Weltenschwann. In den letztgenannten beiden Ortschaften hält sich die Blütenpracht in Grenzen. Dafür ist dort im Oktober die Herbstzeitlose zu bewundern.

Die Ursache für diese weitere Verbreitung der Krokusse ist wohl durch die Wechselwirtschaft zwischen den Zavelsteiner Krokuswiesenbesitzern und den benachbarten Bauern zu erklären.

Fritz Roller, Gechingen

Der „Franzosenfeiertag“ 1848 in Gechingen und Umgebung

Der königliche Notar Friedrich Wilhelm Pregizer leitete die Geschicke der Gemeinde Gechingen von 1844 bis 1848. Während seinen Amtsjahren kam es 1848 zu Unruhen. Darüber berichtet Tillie Jäger: „Mein Großvater erlebte diese Zeit als 5-jähriges Büblein, sein Vater war Kommandant der Gechinger Bürgerwehr. Diese Wehren hatten in ganz Württemberg höchste Alarmbereitschaft und schon im Spätherbst wurde eifrig exerziert. So waren die kleinen Kerle - es waren auch noch der Maurer Ferdinand und der Simon Rüffle, genannt der „Stelzensemme“ - mit von der Partie. Wenn sie schon oben auf dem „Hohen Angel“ die übenden Männer beobachteten, dachte wohl keiner von ihnen, daß sie einmal 20 Jahre später selbst unter den Waffen stehen würden in dem Bruderkrieg von 1866, wo in der Schlacht bei Tauberbischofsheim dem Simon Rüffle eine preußische Kugel das Bein zerschmetterte. Sein Kamerad, mein Großvater Jakob Friedrich Böttinger, konnte ihm nur noch zurufen: „Semme pass uff, se kommet!“ Also davon hatten die drei noch keine Ahnung, als sie mit kleinen Steinchen nach den steifen Bauernhütten zielten. Aber war die Ursache von all der Unruhe und Aufregung in der Beschaulichkeit des Winterdorfes? Drüben, über dem Rhein, in Frankreich, war seit der Revolution von 1789 keine Ruhe mehr eingekehrt und der Stern Napoleons war längst erloschen und er, der soviel Op-

fer und Blut zu verantworten hatte, war auf St. Helena eines einsamen Todes gestorben. Doch die Losungen von „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ ließen sich von Grenzen nicht aufhalten. So standen also die Bürgerwehren Gewehr bei Fuß, wobei allerdings die Ausrüstung mehr als mangelhaft war. So kam der 25. März 1848 heran. Plötzlich läuteten das Rathausglöckchen und bald darauf auch die Kirchenglocken Sturm. Vor dem Rathaus erscholl ein rollender Trommelwirbel.

Die Stammtischgäste vom „Hirsch“, „Adler“, „Lamm“ und „Röble“ stürzten hinaus und liefen vor das Rathaus. Frauen und Kinder kamen dazu. Wieder wirbelte die Trommel. Ein Reiter jagte den Kronenbuckel von Calw her herab und stieg vor dem Rathaus ab. Er hatte eine wichtige Meldung vom Oberamt zu bringen. Doch schon vor ihm war ein anderer Bote gekommen und hatte den Bürgermeister veranlaßt die Glocken zu läuten. Die Menge vor dem Rathaus wuchs. Gerüchte gingen durch die Versammlung: die Franzosen seien schon bei Freudenstadt. Andere wußten, sie seien schon bei Altensteig. Da öffnete sich die Rathhaustür und heraus trat der Schultheiß, umgeben von seinen Gemeinderäten. Alles verstummte, angstvoll hielten die Frauen ihre Kinder an den Händen. Der Schultheiß sprach mit lauter Stimme: „Bürger, ich habe Euch eine ernste Mitteilung zu machen. Der Feind ist

in unser Land eingefallen, schon steht er in Freudenstadt und wird auch bald Calw bedrohen. Unsere Regierung hat bereits Truppen zusammengezogen. Aber auch wir wollen unseren Teil tun, und so fordere ich alle Männer auf, sich um 3 Uhr ausgerüstet hier am Rathaus einzufinden. Johannes Böttinger wird euer Hauptmann sein!“ Bravo- und Hurrarufe dankten dem Schultheiß für seine Worte. Er fügte noch hinzu: „Wer aber hier bleibt, verteidige unser liebes Gechingen.“ Die Menschen gingen in gemischter Stimmung auseinander. „Die schlage mir uffs Dach“ schrien die Mutigen, andere verschwanden schnell in ihren Häusern. Frauen flehten ihre Männer an, doch lieber nicht gegen die französischen Horden zu ziehen. Aber viele bleiben standhaft und sorgten für ihre Ausrüstung. Ein Vater forderte zwar seinen Sohn zum Zug nach Calw auf, gab ihm aber zum Abschied die weise Lehre: „Des sag i dir, Gottlieb, wenn oin Franzos sisch, no gosch durch!“ Die Schmiede und Schlosser hatten Hochbetrieb im Zurichten von Waffen aller Art wie Mistgabeln, Spießen und Sensen. Die Sensen mußten geradegestellt werden, damit man mit ihnen stechen konnte. Der Fleckenschmied fertigte eine besonders fürchterliche Waffe gegen die Franzosen. Er nahm ein Strohmesser (mit dem ein Mann seine ganze Kraft brauchte, um am Strohstuhl Stroh zu schneiden), etwa 1 Meter lang, arbeitete die Handhabe zu ei-

nem Spieß um und steckte das Ganze auf eine 2 Meter lange Stange, an welche sie mit Schrauben und Zwingen befestigt wurde. In der Zwischenzeit wurde auf dem Rathaus zwischen Schultheiß Pregizer und Kommandant Böttinger der Feldzugsplan entworfen. Zur dritten Nachmittagsstunde erschienen die Männer. Welch eine bunte Abwechslung in ihrer Ausrüstung! Pistolen, Gewehre, Mistgabeln und Sensen, krumme Säbel und kurze Messer, im Gürtel Beile und Hapen (Haumesser). Im ganzen waren es etwa 30 Männer, die bereit waren. Der Kommandant hielt von der Rathhaustreppe aus noch eine kurze Rede: „Des (die Franzosen) sen (sind) koine Soldata, des sen Reiber on Dieb!“ Johannes Böttinger stellte sich an die Spitze des Zuges und fort ging es, den Kronenbuckel hinauf und die Calwer Straße hinaus. Als sie nach Stammheim hinunterkamen, begegnete ihnen ein Fuhrwerk. Auf dem Bock saß ein Bauer und rief: „Laufet dapfer, die Franzose hen schon Altestoig azend!“ Die Kriegerschar setzte ihren Marsch fort. Gegen 5 Uhr kamen sie in Calw an. Die Kunde von ihrem Eintreffen war vorausgeeilt. Am Stadteingang begrüßte sie der Stadt-schultheiß, und vor dem Rathaus wurde Halt gemacht. Es war für Speis und Trank reichlich gesorgt.

In der Zwischenzeit war in Gechingen alles ruhig verlaufen. Die Verteidiger des Ortes standen auf ihren Posten, alles war gerüstet, aber nichts geschah. Die Bewohner legten sich zur Ruhe. Da, gegen Mitternacht, kam der Zug der Helden den Kronenbuckel herunter. Es war alles blinder Alarm gewesen.

Das war das Ende des „Franzosenfeiertichs“, der in der Erinnerung alter Gechinger fortlebte.

In seinem Buch „Unser Stuttgart“ berichtet Wilhelm Seytter über die Hintergründe der Aufregung:

„Und was geschah in dieser Zeit in Stuttgart, in der königlichen Residenz? Der Minister des Innern war am 24. März gerade in einer Sitzung, als ein Diener ihm von hinten einen Brief zuschob. Dies war die erste Nachricht von einem Grenzüberamt im Schwarzwald, daß die Franzosen ins Land eingefallen seien. Der Minister erkannte zwar die Unmöglichkeit des Gerüchtes, verließ aber doch die Sitzung und begab sich zum König, der über die Nachricht nicht beunruhigt war. Die ganze Nacht und am folgenden Tag sah man in Stuttgart alle 10 Minuten einen gelb befackten Postillion mit weißen Lederhosen und hohen Stulpstiefeln daherspringen und vor dem Ministerium des Innern halten. Dazwischen Fuhrwerke mit Flüchtlingen und Abgesandte, die in Stuttgart um Hilfe nachsuchten. Dadurch kam die Bevölkerung von Stuttgart in große Aufregung. Die Bürger bewaffneten sich und sandten Boten aus, um andere Orte zu warnen. Nach Calw kam die Nachricht vom Anmarsch der Franzosen aus Freudenstadt, Nagold und Gernsbach. Nachts 11 Uhr ging die Meldung mit der Bitte um Entsendung von Militär nach Stuttgart ab. An das Oberamt Leonberg ging das Gesuch, die ganze wehrfähige Mannschaft aufzufordern, sich bereitzuhalten, um den französischen Horden sogleich mit größerer Macht entgegenziehen zu kön-

nen. Morgens um 4 Uhr trag aus Neuenbürg eine Depesche ein mit der Nachricht, daß sie dort gegen Herrenalb und Loffenau vorrückten und mit der Bitte, die



Friedrich Wilhelm Pregitzer,
Schultheiß und Notar in
Gechingen von 1844-1848

und seine Frau
Auguste Friedericke
geborene Speidel um 1848



Calwer sollten das Gleiche tun. Abends 6 Uhr sandte das Oberamt Calw dann eine nochmalige Bitte um militärische Hilfe nach Stuttgart, nachdem schon nachmittags eine Stafette mit

dem gleichen Wunsch nach dort gegangen war.

Je weiter nach Württemberg hinein die Alarmnachricht kam, desto schrecklicher klangen die Meldungen, und die Anzahl der Feinde stieg von 600 auf 40.000. In Pforzheim stellten sich die Bürger mit Gewehren, Sensen und Axten, Heugabeln, Küchenschaukeln und Krautstampfen auf dem Markt auf, um Haus und Herd zu verteidigen. Von Freudenstadt und Baisersbronn zogen hundert Bewaffnete mit Sensen versehen nach der Schanze auf dem Kniebis. So weit das Auge reichte, war nirgends Kampf und Streit zu sehen. In Nagold zogen von allen Seiten Wagen durch die Stadt in Richtung Stuttgart. Gerüchte schwirrten durch die Stadt, Oberndorf stehe in Flammen, Horb sei bedroht, im Enztal seien schon die Franzosen. Da wurden Hohlwege verbarrikadiert und Boten nach Stuttgart um Hilfe geschickt. In Leonberg stürzte alles auf den Markt, die

Männer beschlossen den Kampf. In Böblingen herrschte die gleiche Aufregung. Ein Korps von 50 Mann setzte sich in Bewegung.“

Zurück nach Stuttgart. Wilhelm Seytter fährt in seinem Bericht fort: „Zahlreiche Menschenmassen warteten auf dem Postplatz auf Nachrichten. Doch der 26.März ging vorbei, nirgends ein Feind. Die Regierung beruhigte die Leute, schickte Boten nach allen Oberämtern, und nun lief von Ort zu Ort die Nachricht: „Blinder Alarm!“

Die Ursache der ganzen Aufregung waren badische Freischärler, die die Einigung Deutschlands und Abschaffung der Fürstenprivilegien forderten. Der Markgraf von Baden forderte Hilfe beim König von Preußen an, und dieser schickte Truppen nach Baden.“

Nach der Niederlage der Freischärler durch die Preußen schüttelte mancher „48er“ den

Staub der Heimat von den Füßen und zog in eine oft ungewisse Zukunft. Andere büßten ihre Freiheitslust mit dem Leben oder langen Zuchthausstrafen. Ein berühmter Anführer der Freischärler, Georg Herwegh, flüchtete in die Schweiz, kehrte aber später wieder zurück.

Quellen:

- a) Tillie Jäger (1898-1976), Gechinger Heimatforscherin und Dichterin
- b) Wilhelm Seytter, „Unser Stuttgart“, 1904
- c) Calwer Wochenblatt, Februar 1904

Photos:

Otto Weiss, Gechingen
Gechingen um 1900

Die Hochwasserkatastrophe von 1851 im Nagoldtal.

Die Überschwemmungskatastrophe des Jahres 1851 nimmt unter den zahlreichen Katastrophen der letzten 200 Jahre insofern eine Sonderstellung ein, als es allen Berichten zufolge wahrscheinlich die schlimmste aller dieser Katastrophen war und auch die erste, über die wir genau informiert sind. Betroffen waren weite Teile von Württemberg und Baden, mit am schlimmsten war es im Nagold- und Enztal.

Im Nagolder „Gesellschafter“ vom 5. August findet sich dazu der folgende Bericht über die Situation in Nagold:

„Jetzt erst kann man die bedeutenden Verluste erkennen, welche das Hochgewitter sowie der seit 14 Tagen in Strömen herabgefallene Regen bei uns in letzter Freitag Nacht anrichteten. Die Verluste gehen ins Ungeheure, welche durch Wegschwemmen von Lang- und Brennholz, durch Zerreißen der Mühl- und Wasserwerke etc entstanden sind.

Der Andrang des Wassers kam nachts 12 Uhr, so plötzlich, daß der erfolgte Hilferuf umsonst war, jede Hilfe war vergeblich. Die Bewohner des Inseltheils konnten nur zum Theil sich retten, viele mußten in Todesangst in ihren Häusern dem tobenden Elemente ruhig zusehen. Das Vieh konnte nur mit großer Noth in die oberen Stockwerke und unter Dach geflüchtet werden. Von Minute zu Minute stieg das Wasser, das alle möglichen Gegenstände mit sich führte, bis

morgens 8 Uhr, wo es die Höhe vom Jahr 1824 um 1 1/2 bis 2 Fuß überragte.

Am meisten Verluste haben erlitten Müller Lehre bei der unteren Brücke, die Färber Maier und Heller, Calwer Bote Graf, Müller Pfeifer, Schreiner Renner und Ziegler Rauser; der einen frischen Brand Kalk im Ofen hatte. Das Wasser drang hinein und erstickte das Feuer, wodurch ungeheurer Rauch und die gottlob irrige Meinung entstand, der Kalk habe sich entzündet und es drohe den Häusern neben der Wassers- auch noch Feuersgefahr. Es wurde Sturm geläutet, die Feuerspritzen aufgefahren, man konnte aber dieselben nicht an Ort und Stelle bringen, weil das Wasser jeden Zugang versperrte; es war gegen 6 Fuß hoch in die auf der Insel gelegenen Wohnhäuser eingedrungen. Doch dürfen wir Gott danken, daß wir kein Menschenleben zu beklagen haben wie unsere Nachbarstadt Calw.“

In den folgenden Tagen trafen auch aus anderen betroffenen Orten entsprechende Nachrichten ein.

So wurde aus Beihingen berichtet:

„In der verflossenen Nacht entlud sich hier ein Hochgewitter wie noch nie seit Menschengedenken, durch welches an Wegen, Brücken, Wiesen und Äckern großer Schaden angerichtet wurde. Durch das Dorf bildete sich ein reißender Strom, welcher sich in die Waldach er-

goß, die zu einem wilden Strom wuchs, so daß das Thal unter Wasser gesetzt, die Brücke im Dorf, welche vor etwa 8 Jahren um 1 000 gl (Gulden) erbaut wurde, so beschädigte, daß sie dem Einsturz nahe ist. Eine Familie mußte die Nacht in Lebensgefahr hinbringen. Der ledige Joh. Adam Bross, Weber von hier, zeichnete sich hiebei dadurch aus, daß er sich in Lebensgefahr begab, um andere zu schützen und größeren Schaden abzuwehren. In mehreren Häusern stand das Wasser 6 Fuß hoch.“

Stark betroffen waren auch Altensteig und Ebhausen und die in der Nähe sich befindenden „Floßbauwerke“. Die Flößerei mußte über 2 Monate lang eingestellt werden.

Von Wildberg wird berichtet:

„Wege und Brücken sind zerrissen, besonders bei dem Kameralamte Reuthin; die Kirchhofmauer ist eingestürzt, so daß die Grabdenkmale auf der Landstraße liegen. Ein Felsblock von ungeheurer Wucht hat sich losgemacht und in seinem Sturz zwischen 2 Häuser eingeklemmt, die ganz verschoben sind, andere Felsblöcke drohen nachzufolgen. Auch hier mußte das Vieh gerettet werden, was nur zum Theil gelang; mehrere Stücke ertranken.“

Die Brücke über den Schwarzenbach zwischen Effringen und Rotfelden wurde „zerrissen“, ebenso war der Weg zwischen Calw und Wildberg infolge eingestürzter Brücke bei

Ragolder Amts- und Intelligenz-Blatt

Den 22. August 1851.

Oberamt Calw.

Wiederholter Aufruf an die Eigenthümer der durch das Hochgewässer vom 1—2. August 1851 auf verschiedenen Markungen des Oberamtsbezirks durch den Ragolfluß angeschwemmten Gegenstände.

Die Eigenthümer dieser in dem Calwer Wochenblatt No. 62, 63 und 65 beschriebenen Gegenstände, welche solche noch nicht mit Nachweisung ihrer Eigenthumsrechte mit ortsbürgerlicher Bescheinigung abgelaufen haben, erhalten hiezu unerwartliche weitere Frist bis zum N. d. Mts. unter dem Anfügen, daß nach Umlauf dieser Zeit anderwärts Verfügung hinsichtlich dieser Dinge tritt.

Den 19. August 1851.

Königliches Oberamt
Fromm.

1) Auf der Markung Holzbronn:
Ein großer eiserner Nagel mit Schraube, 11 Stücke Langholz, und 2 Stücke Flossweiden, eine Stellfalle sammt Wellbaum, ein großer eichener Stämpeltrog, ein großer tannener Waschzuber mit eisernen Reisen, ein eichener Klotz und ein Hautkloß, zwei Brettstücke, ein eichener Bretterdiel, 1/2 Klafter Scheiterholz, ein Brettlein mit zwei eisernen Band.

2) Auf der Markung Emmenhardt:
Sieben Stämme Flossholz, drei Eichen, drei Klöße, ein Leichel, acht Stücke Balken von einem zerhörten Hauheube, zwei eichene und eine tannene Schwelle, zwei Stücke eichene Bauholz, drei Dielen, zwei Stücke eichenes Bauholz.

3) Auf der Markung Hirschau:
Drei Stücke Farbholz, sechs Reifisen, zwei Schloß von einer Thüre, ein Klotz, Scheiterholz, und Bauholz für Wagner, ein Hautkloß, ein Paar Hosen, ein Kalbfell, ein

Strumpf, ein Kinderhemd, ein Kinderwägel, ein in Eisen gebundener Zuber.

4) Auf der Markung Liebenzell:
Viele Klöße und einige Langholzstämme, Holz von alten Gebäuden, ein Bruchbaum, ein angestrichener Bruchbaum, Scheiterholz, Theile von Wasserbauwerken, ein Leichel, ein Klotz, ein Hautkloß, ein leeres Delfaß, ein geschältes Eiche, ein oberer Kegel einer Luchrahme, zwei Stücke Schranken, eine Stellfalle, ein Wellbaum, Schwarten, Brückenflecklinge, ein Stück Farbholz, ein Bierlingmes.

5) Auf Dennjächter Markung:
Ein Brunnensteichel, eine Kranstange, ein Richterbüchel, eine Schranne, ein Federkissen, drei Dreilinge, eine Luchrahme, ein Stück eichenes Holz von einem Wasserbau.

6) Markung Stammheim, oberhalb des Waldecker Hofes:
Drei eichene und zwei tannene Klöße; auf dem Brühl bei Waldeck:
Vier Trümmer einer Brücke, 26 Flecklinge, ein Klotz, 16 Stücke Langholz, ein Bauholzstammchen, ein eichener Wellbaum, ein eichenes Stück Holz, ein Wasserrost, ein Sperrschewel von einem Floss, ein Klöße ein Langstamm, ein eichener Klotz;

bei der Herrschaftsbrücke:
Ein kleines tannenes Klöße, eine Langstange, 58 Stücke Langholz, ein abgehauener Stumpen;

unterhalb der Brücke:
Vier Langstämme an der Straße, fünf dergleichen, vier Stämme Bauholz, zwei Langholzstämme, ein Klöße, ein Karrengefäß;

bei der neuen Brücke:
Circa 150 Stücke Lang- und Klotzholz, ein forchenes Klöße, 10 Dielen, 15 Flecklinge.

7) Markung Erntmühl:
Ein Dungkarren ohne Räder, ein Fenstergefäß mit Schieber, ein Bier-

fäßte von einem Juri, ein alter roth angestrichener Fensterladen, ein hölzernes Gitter, ein Waschzuber, ein Brodkübel, zwei halbe Eiden, ein eichener Brückenbalken.

8) Markung Albalach:
10 Stücke Flossholz, drei Säglöße, ein forchener Brunnensteichel, eine Stellfalle, drei Stücke altes Bruchholz, zwei alte Dielen, ein alter Hautkloß, zwei alte Thüren, eine Schafse mit J. G. R. bezeichnet, ein altes Faß ohne Boden, ein Stamm Flossholz.

9) Markung Calw:
Eine Stange mit eisernen Reisen, ein tannenes Brett, eine tannene Stange, drei Stücke Eichenholz von einem Wasserwerk, ein eichener, ein tannener Diel, zwei Thüren sammt Band und Kegel, eine Thüre mit Blech beschlagen, zwei Eiden, eine große Thüre mit Schloß, zwei alte Bauholzstämme, drei Bauholzstämme, eine Thüre mit Schloß, eine eichene Schwelle, ein Klotz und Flossperre, ein schwarzes Leiterrad, ein alter Klotztrog, ein Fischhaus sammt Kette, ein Stämmle Birnbaumholz, einige Bruchbäume, eine alte Thüre, ein roth angestrichener Laden, 15 Säglöße, 50 Stücke Langholz, 10 Klöße, 10 Stücke Bruchbäume, 10 Stücke beschlagenes altes Eichenholz.

Waldeck nicht mehr begehbar. Nach Nagold konnte man längere Zeit nur über die Calw-Herrenbergerstraße oder über Neubulach und Altensteig gelangen.

Die schlimmsten Folgen hatte das Unwetter jedoch in Calw, wo außer enormen Sachschäden auch Menschenleben zu beklagen waren. Hierüber liegen 2 Berichte vor.

Der ausführlichere lautet folgendermaßen:

„Ich will nur kurz das schreckliche Unglück erzählen, welches in der Nacht vom 31. Juli auf den 1. August unsere Stadt überfiel. Abends 9 Uhr brach ein fürchterliches Gewitter aus, welches wir in unserer Stadt noch nie so erlebt haben. Unaufhörliche Donnerschläge und die ganze Nacht ein Regenguß, welcher mehr 2 Wolkenbrüchen gleich. Um 10 Uhr glaubte man, das Wetter habe sich gelegt, und es ging alles wieder ruhig zu Bett, um 2 Uhr jedoch wurde man wieder geweckt, denn das Wasser lief so an, daß niemand mehr Zeit zum Aufräumen bekam. Die Wasserhöhe stieg so hoch, daß es dem 1824-er gleich war. Menschen und Vieh ertranken, es lag gerade sehr viel Holz in Nagold zum Flößen, welches sich losmachte und die äußere Brücke so sperrte, daß man jeden Augenblick befürchten mußte, dieselbe werde einstürzen. Stockhoch standen die Holzbäume über der Brücke, welches dem Wasser einen grossen Ausdrang gegen die Bad- und Lederstrasse und den Bischof verursachte.

Gestern morgen zwischen 7 und 8 Uhr stürzten 2 Häuser im Bischof ein, nämlich das des Fuhrmanns Knapper und des Leinwebers Bühler, welche an-

einander gebaut waren. In diesen Häusern befanden sich 4 Familien. Von Knapper ertranken beide Familien, 2 Kinder, die Ernestine, ihr Mann, 2 Mägde und beide Eltern. Bühler, seine Frau und ihr Sohn wurden gerettet, die Tochter ist ertrunken. Die 4. Familie war ein junges Ehepaar, welches sich noch rettete. Gestern nachmittag sah ich selbst, wie man die Ernestine aus dem Schutt herausgegraben und hervorgezogen hat, es war ein schauerlicher Anblick. Die Tochter Bühlers und die Kindsmagd der Ernestine hat man auf dem Brühl herausgezogen, von den anderen Personen weiß man noch nichts, weil man vor dem grossen Wasser nicht weiter graben kann. Von den Verunglückten wurden die 6 zuerst aufgefundenen vergangenen Samstag unter einem außerordentlichen Zudrang von Menschen von nah und fern beerdigt. Heute früh wurden die beiden erst gestern aufgefundenen Kinder des Fuhrmanns Rometsch, dessen Leichnam allein bis jetzt noch fehlt, zur Erde bestattet.“

Ausser diesen 9 unmittelbaren Opfern forderte die Katastrophe 2 Wochen später ein weiteres Todesopfer: als ein Zimmermann namens Laur von Dekkenpfronn eine der weggerissenen Floßschleusen wieder einsetzen wollte, rutschte er auf dem nassen Holz aus, fiel ins Wasser und wurde von dem reißenden Strom weggerissen.

Auch in Pforzheim waren Menschenleben zu beklagen. Der Vorgang wird so geschildert:

„Um eine Verbindung mit dem abgeschnittenen jenseitigen Stadtteil wieder herzustellen, bedient man sich einiger Na-

chen, in denen aber stets eine unverhältnismäßige Menschenzahl drängt, so daß ein Unglück vorherzusehen war. Endlich traf es ein. 2 Kähne fuhren zugleich ab, der größere versetzte dem kleineren einen Stoß, dieser schlug um, und trotz aller Anstrengungen vermochte man nur 4-5 Personen zu retten, die übrigen etwa 10, waren eine Beute der Wellen.“

Folgen und Hilfsmaßnahmen

In den Tagen nach der Katastrophe setzte eine Welle der Hilfeleistung ein, und zwar sowohl von privater Seite als auch auf Grund von öffentlichen Aufrufen. So erließ der Calwer Gemeinderat folgende „Dringende Ansprache an Menschenfreunde um Gaben für Überschwemmte in Calw“ :

„Der 1. August war ein Schreckenstag für unsere Stadt. Nach einem fürchterlichen Gewitter, nach heftigen Wolkenbrüchen strömten die Gewässer von allen Seiten unserem engen Thal zu, und in wenigen Stunden war eine Überschwemmung schrecklicher und verheerender als die von 1824. Je plötzlicher sie hereinbrach, desto weniger konnte geflüchtet, von vielen konnte kaum etwas, kaum das Leben in Sicherheit gebracht werden. Ungeheure Verluste Häusern, Gärten, Wiesen, Äckern, Wegen, Mauern, Stegen etc und überdies an Waren und beweglichem Eigentum aller Art sind zu beklagen. Was noch mehr ist, es sind 9 Menschen durch den Einsturz eines Hauses umgekommen. Eine große Zahl von Einwohnern, namentlich viele Gewerbsleute haben beträchtliche Summen eingebüßt, der Gang ihres Geschäftes ist gestürzt, sie sind tief getroffen. Soll nicht ihre Existenz,

ihr Gewerbe gefährdet, sollen sie aufgerichtet, erhalten werden, so muß man ihnen kräftig unter die Arme greifen. Die hiesigen Mittel reichen umso weniger zu, da die Gemeinde selbst unverhältnismäßig großen Kosten infolge der Überschwemmungen entgegenseht und von den Einwohnern, großentheils selbst bedrängten und durch die Ungunst der Zeit leidenden Handwerksleuten, beim besten Willen nur Weniges geleistet werden kann, umso weniger da mehr als die Hälfte der Einwohner unter den Beschädigten sind.

So wenden wir uns an weitere Kreise und bitten um milde Beiträge für die Bedürftigen, bitten um brüderliche Handreichung in der Noth und zweifeln nicht an tätiger Theilnahme, denn Calw hat von jeher, wenn es galt, Menschiebe zu üben und Auswärtigen in der Noth beizuspringen, die Hand gerne aufgetan und den Bedürftigen gegeben. Die verschiedenen Beziehungen, in welchen der hiesige Platz mit näheren und ferneren Geschäftsfreunden steht, lassen uns Theilnahme auch im Ausland hoffen.

Rechenschaft wird seinerzeit in öffentlichen Blättern gegeben werden.“

Die Königin spendete 1000 fl.

Am 8. August trafen der Departementschef des Innern, Staatsrat von Linden und der Finanzchef, Staatsrat von Knapp, in Calw ein, um „von den Verheerungen Einsicht zu nehmen“. Sie fanden, daß an mehreren Orten „die Wirklichkeit leider noch hinter der Beschreibung zurückblieb (schlimmer war als die Beschreibung). Der König, der sich damals gerade in Venedig aufhielt, brachte in einer Depesche seine „tiefe Betrübnis“ über die Katastrophe zum Ausdruck.

Wegen der Verteilung der privaten Spenden kam es zu Schwierigkeiten. Diese Spender hatten das Recht, selbst zu bestimmen, an welche Orte und Personen ihre Spende geleitet werden sollte. Die Folge war, daß manche Orte und auch Personen zuviel, andere zuwenig bedacht wurden. So wurde die Zentraleitung des Wohltätigkeitsvereines damit beauftragt, eine gerechte Verteilung der Spenden vorzunehmen.

Ein weiteres Problem war die Beseitigung der durch das Hochwasser angeschwemmten Gegenstände. Jede Gemeinde veröffentlichte zu diesem Zweck eine Liste der auf ihrer Markung vorgefundenen Ob-

jekte. Die Eigentümer wurden aufgefordert, diese binnen 10 Tagen unter Vorlage einer „obrigkeitlichen Bescheinigung“ abzuholen. Wo dies nicht der Fall wäre „nach Umfluß dieser Zeit anderweitige Verfügung hinsichtlich dieser Dinge“ eintreten. Im Gegensatz zu heute, wo diese Beseitigung die Gemeinde Geld kostet, konnten sie damals unter günstigen Umständen sogar noch einen Profit erzielen.

Auf Markung Liebenzell wurden angeschwemmt:

Viele Klötze und einige Langholzstämmen, Holz von alten Gebäuden, ein Bruckbaum, ein angestrichener Bruckbaum, Scheiterholz, Theile von Wasserbauwerken, ein Teichel, ein Roßkummet, ein Hauklotz, ein leeres Ölfaß, ein geschaltes Eichle, ein oberer Riegel einer Tuchrahme, 2 Stücke Schranken, eine Stellfalle nebst Wellbaum, Schwarten, Brückenflecklinge, eine Vierlingsmaß, ein Stück Farbholz.

Die Überschwemmungsschäden der Privatleute, nicht der Gemeinden und des Staates betrug, soweit sie angezeigt wurden, in

Calw 55 000 fl,
Altbulach 8 000 fl,
Liebenzell 23 000 fl,
Unterreichenbach 9300 fl.

Karl-Ernst Feuerbacher, Ebhausen

Die Verbreitung des Familiennamens Feuerbacher im heutigen Kreis Calw. Eine familiengeschichtliche Betrachtung.

Die Familien-Mitglieder des Nachnamens Feuerbacher haben hier im Kreis Calw einen gemeinsamen Vorfahren. Der aus Oberschwandorf stammende Joh.Jakob Feuerbacher wurde in Zwerenberg zu ihrem Stammvater. Dies weist auch sein Werdegang und sein Lebenslauf aus.

Jakob Feuerbacher wurde am 10.September 1726 in Oberschwandorf geboren. In der evangelischen Kirche von Oberschwandorf wurde er tags darauf getauft.

Die Eltern in Oberschwandorf waren Matthäus und Barbara geborene Sper. Matthäus war Zimmermann wie sein Bruder und seine beiden Vettern. Der Großvater Johannes war Säger und Schäfer in Unterschwandorf und kam von Urach.

Seine Lehrzeit als Schmied begann Jakob Feuerbacher in Zwerenberg bei Martin Schanz ab dem Jahre 1740. Martin Schanz kam von Beihingen, dem Nachbarort von Oberschwandorf. Nach seiner Lehrzeit ging Jakob 2 1/2 Jahre lang auf die Wanderschaft. Dann starb sein ehemaliger Lehrmeister Martin Schanz und Jakob kehrte nach Zwerenberg zurück und heiratete danach als relativ junger Mann dessen Witwe Barbara geborene Ott, verwitwete Romans und nun auch verwitwete Schanz am 23.1.1748 in Zwerenberg. Aus der Ehe mit dieser Barbara, nun verheirate-

te Feuerbacher, hatte Jakob keine Kinder. Aus der vorigen Ehe Schanz waren noch Kinder zu versorgen. Dies waren eine Tochter und ein Sohn. Im Januar 1755 starb Barbara. Bei der Eheschließung mit seiner 2.Frau Anna Maria Weik aus Hofstett mußte sich Jakob schriftlich bei der Gemeinde verpflichten, das Vermögen zusammenzuhalten und zu mehren. Haus und Hof, Äcker, Wiesen wie auch Wald und Feld sowie die Schmiede gingen später auf seine Söhne Friedrich und Johannes über.

Nach dem Tode der 2.Frau Anna Maria heiratete Jakob ein 3. mal, und zwar am 11.6.1776 Anna Catharina Schlack aus Spielberg, deren Vater dort Schulmeister war. In dieser Ehe wurden noch 2 Kinder geboren, ein Sohn, der früh starb und eine Tochter.

Bei seinem Tode am 18.11.1787 hinterließ Joh.Jakob Feuerbacher, Schmiedemeister und Gerichtsverwandter ausser seiner Frau, 3 Söhne und 3 Töchter.

Der Sohn Johann Michael ging nach seiner Ausbildung als Schulmeister nach Maisenbach (heute Bad Liebenzell) In dieser Gemeinde wurde er auch Schultheiß.

Jakob Feuerbacher war nicht nur der erste Zwerenberger namens Feuerbacher, sondern auch der erste Schmiedemeister, dem ganze Generationen in verschiedenen Orten folgten.

Schmiede und Schlosser namens Feuerbacher waren in:

Zwerenberg	6 Generationen
Martinsmoos	3 Generationen
Durrweiler	1 Generation
Breitenberg	3 Generationen
Maisenbach	1 Generation
Ebhausen	4 Generationen
Wart	4 Generationen
Simmersfeld	3 Generationen
Heidenheim	3 Generationen
Gemrigheim	1 Generation
Schorndorf	1 Generation
Göppingen	1 Generation
Oberlengenhart	1 Generation

Weiter ist dies auch die Begründung dafür, daß sich mindestens die weiteren männlichen Mitglieder der Familie jeweils meist an anderen Orten ein Weiterkommen suchen mussten. Ein Schmiedemeister am Ort war genug.

Die größte Verbreitung des Namens Feuerbacher war im vorigen Jahrhundert. Einige sind auch nach Amerika ausgewandert. Die Familien Feuerbacher in Altbuchlach gehören ebenfalls zu diesem Stamm. Ihr Vorfahr wurde Zimmermann und verheiratete sich dorthin. Bei den Zwerenberger Feuerbachern herrschte der Beruf Schmied vor und bei den Oberschwandorfer Feuerbacher meistens der Beruf Zimmermann. Diese Linie in Oberschwandorf besteht heute nicht mehr.

Die Zeit der Feuerbacher, die über Generationen hinweg Schmiede und Zimmerleute

Mo: 304
1077: 310
Zwerenberg
Actum den 26. März 1788
in Beer

Einige Freunde des (Draht-) Pflanzens, Meist-
Dahlmann, zu gemeinsamer Handlung
die Pflanzung, des ob. Landpfand, des
auf demselben ob. Landpfand.

Inventarium, Hauptverthe-
ilungsbuch, resp.: Evidenz-
und Real-Abfertigung,

Dies

und Carl Feuerbacher, zu
gemeinsamer Handlung, für den ob.
Theil.

In eben dem

1) In Wittib Anna Catharina
welche erst Carl Feuerbacher
Martin Catharina, dem ob.
Theil, für den ob. Theil.

2) In dem ob. Theil, Anna Maria,
H. Pflanz, etc.
dem ob. Theil, resp. Evidenz- und Real-
Abfertigung.

Jacob Berger, dem ob. Theil.
dem ob. Theil, resp. Evidenz- und Real-
Abfertigung.

3) Friedrich August, dem ob. Theil.
dem ob. Theil, resp. Evidenz- und Real-
Abfertigung.

4) Barbara, 27.

5) Johannes, . 25.

6) Dorothea, 20. } Fast all,

7) Maria, 10.

dem ob. Theil, resp. Evidenz- und Real-
Abfertigung.

Jacob Berger, dem ob. Theil.

dem ob. Theil, resp. Evidenz- und Real-
Abfertigung.

Anders ist dem ob. Theil, resp. Evidenz- und Real-
Abfertigung, dem ob. Theil, resp. Evidenz- und Real-
Abfertigung, dem ob. Theil, resp. Evidenz- und Real-
Abfertigung.

Erbvertrag des Jakob Feuerbacher, Zwerenberg, vom 26. März 1788

waren, ist heute aus verschiedenen, allgemein bekannten Gründen vorüber. In der Zeit des vorherrschenden Handwerks und der Zünfte war es sehr häufig, dass ein bestimmtes Handwerk über Generationen hinweg in

einer Familie weitergegeben, ja geradezu vererbt wurde.

Ob der bekannte Feldhauptmann Matern Feuerbacher aus Grossbottwar, der im Bauernkrieg eine bedeutende Rolle

gespielt hat, mit der oben beschriebenen Familie Feuerbacher zusammenhängt, ist nicht nachzuweisen, doch gibt es gewisse Anhaltspunkte, die eine solche Verbindung durchaus möglich erscheinen lassen.

Ernst Waidelich, Nagold (früher Simmersfeld)

Körperbau, Tracht und Nahrung der Simmersfelder Bevölkerung nach der Beschreibung von Pfarrer Schmoller (1821).

Gustav Heinrich Schmoller war in der Zeit von 1818 bis 1826 Pfarrer in Simmersfeld. In seiner engen Verbundenheit zu Land und Leuten verfaßte er 1821 eine Beschreibung der Simmersfelder Pfarrei, zu der auch die Gemeinde Beuren, Enzklösterle, Ettmannweiler und Fünfbronn gehörten. In diesem 281 Seiten langen handschriftlichen Werk befaßte er sich in einem Kapitel mit „Körperbau, Tracht, Nahrung“ in seiner Gemeinde, das hier wiedergegeben wird:

„Die Größe unserer Leute ist im Durchschnitt die mittlere, bei dem männlichen Geschlecht gegen 6 Fuß (1 Fuß =28,6 cm) und darüber. Der Körperbau ist ein starker, dauerhafter. Der Gesundheitszustand ist gut und kernhaft. Sehr selten trifft man dicke Personen an. Die Augen sind zum größten Theil noch grau, die Haare blond, stark ans Braune grenzend, bräunlich ist auch die Gesichtsfarbe. Ihr Haar tragen ältere Männer (namentlich in Fünfbronn) zum Theil noch echt altdeutsch auf der Stirn gescheitelt, hinter die Ohren gestrichen, auf beiden Schultern herabhängend. Unsere jungen altdeutschen hätten sich bei unsern Schwarzwälderbauern als an lebendigen Mustern am besten Rathes erholen können, wie man es machen mußte, um altdeutsch im Haar zu werden.

Eigentlich schöne Leute sind seltener als starke und musku-

löse. Ihre Bequemlichkeitsliebe zeigen unsere Leute durch einen (wenn nicht hohe Noth oder Gefahr erfordert) langsamen und schlenkernden Gang und durch langsame Rede. Ihre Körperhaltung ist übrigens gerade und aufrecht, da ihr Rücken sich nicht von Jugend auf unter Büten krümmen muß, wie der des Unterländers.

Die Sonntagstracht eines Mannes ist: ein Rock von blauem Tuch mit metallenen, weißen Knöpfchen. So trägt sich der Bauer, also der größere Theil unserer Mannsleute, man nennt diesen Rock ein Kamisol. Handwerksleute haben auf ihren Röcken überspinnene oder mit Tuch überzogene Knöpfe und ihre Röcke führen den Namen „Stöcker“. Unter dem Rock sitzt die Weste (Brusttuch heißt sie, wie auch in anderen Gegenden. Sie ist meistens auch von blauem Tuch mit metallenen, kleinen weißen Knöpfen. In neuerer Zeit tragen viele auch - und dies soll vornehm sein - manschesterne grüne, blaue Westen.

Unter dem Brusttuch hält ein lederner oder gewirkter grüner Hosenträger die Beinkleider, welche von Leder, größtentheils Kalb-oder Schafleder, schwarz und gelb sind und unter den Knien seitwärts nach außen mit ledernen Bündeln geknüpft werden. Die Strümpfe sind schwarze wollene. Auf den Schuhen sitzen gelbe messingne, auch stählerne und weiße zinnene

Schnallen.

Der Hut ist ein schwarzer dreieckiger Filzhut.

Das Hemd ist je nach Vermögensumständen ein flachsenes oder reustenes oder abwergenes. Am Herzschlitz haben viele ledige und auch junge Männer Schnallen von Silber oder Zinn, welche das Hemd über der Brust zusammenhalten.

Die Werktagstracht der Männer ist: Ein Rock bei den Bauern (er heißt Kittel), weiß von Flachs- oder Hanfabwergenenem Tuch, mit weißen metallenen Knöpfen. Handwerksleute tragen blautuchene und barchetne Wämschen.

Das Brusttuch ist ein barchetnes (blau und weiß).

Die Hosen sind schwarze, leinene (von Zwilch oder Abwergentuch) mit schwarzen Bündeln geknüpft. Die Strümpfe sind weiß von leinenem Tuch. Die Handwerksleute tragen leinene. An den Schuhen hat man Schnallen oder Riemen. Halstücher tragen viele gar keine, oder wenn sie tragen, schwarze baumwollene.

Die Hüte sind wieder schwarze, dreieckige Filzhüte (in der Regel emeritirte Sonntagshüte).

Die Sonntagstracht der Weiber besteht in halbleinenen und halbwoollenen Röcken und Kitteln, schwarzgefärbt (der Zettel

ist leinen, der Eintrag wollen). Bei ledigen sind die Röcke auch blau. Die Kittel sind auch bei manchen kottonene, schwarz mit weißen Blümchen und unten und oben mit blauen oder rothen Bindelchen geknüpft, an Werktagen blos mit Haften.

Unter dem Kittel sitzt ein Leibchen von Ziz oder Barchet, roth, blau, grün. Die Schürze ist von flachsenem oder reustenem, schwarz oder blau gefärbtem Tuch, oder gedruckt, hinten mit verschiedenfarbigen, zum Theil seidenen, zum Theil baumwollenen Bändern geknüpft. Die Halstücher sind schwarz seidene, auch schwarze baumwollene bei Mädchen mit rothen, blauen oder weißen Läuflchen, bei Weibern ohne Läufe. Über dem Halstuch steht vorne ein Hemdstrich von feinem flachsenem Tuch oder Mußelin heraus.

Selten werden mehr Goller (eine Art chemise Halsbedekung) getragen. Die Strümpfe sind gestrickte weiße, baumwollene oder flachsene. Die Schuhe, auf denen sie gelbe, messingene, weiße, zinnene Schnallen tragen, haben hölzerne Absätze. Sie heißen „Stöckles-Schuhe“. Im Hause herum; auch über die Gasse werden Toffeln getragen. Die Hauben sind schwarz von Damast oder Seidekrepp, hoch oben hinaufstehend, mit Samtbörtchen und Bindeln eingefaßt. Ins Gesicht herein steht eine Einfassung von schwarzem Flor (Marlin). Die Haube wird mit schwarzen seidenen Bindeln unter dem Kinn geknüpft. Den Hals umgibt ein Nuster - von schwarzen oder vornehme von rothen Kügelchen, 12 bis 15 Reihen nebeneinander.

Die Haare sind bei den Mädchen in Zöpfe mit schwarzen leinenen Bindeln, bei Hochzeiten, Kirchweihen mit blauen seidenen Bändeln geflochten, hinten über den Rücken herabhängend. Bei den Weibern ist das Haar gewöhnlich unter der Haube hinaufgeschlagen. Auch die Mädchen, wenn sie zum Nachtmahl oder mit Leichen gehen oder trauern, auch am Charfreitag und Ufferttag (Himmelfahrt) schlagen das Haar unter die Haube hinauf, weil Zöpfe für etwas weltliches, für einen „Staat“ (Luxus) gehalten werden.

Viele Mädchen tragen silberne Fingerringe, zum Theil auch am Werktag. Bei ungünstiger Witterung trägt das weibliche Geschlecht Strohhüte. An Werktagen ist das weibliche Geschlecht größtentheils in leinenes, schwarz gefärbtes Tuch gekleidet. Die Strümpfe sind gestrickte leinene, das Leibchen von leinenem Barchet. Auch Werktags tragen sie Schnallen an den Schuhen und Nuster (wie am Sonntag mehr rothe, so am Werktag mehr schwarze).

An der Schürze hängt an Werk-

tagen gewöhnlich an einem messingenen Haken und Riemen ein Messer.

Was die Nahrung betrifft, so besteht das Morgenessen gewöhnlich abwechselungsweise in Haberbrei, Habersuppe, Erdbirnsuppe oder geröstete (gebrannte) Suppe, wozu beinahe noch immer gesottene Erdbirnen kommen; das Mittagessen besteht in Suppe, gewöhnlich Wassersuppe, Sauerkraut, Süßkraut, Rüben (weiße und gelbe), Schnitzen (von Obst), Erdbirnen schnitzen, Bohnen (sie heißen Bohnenschäfen), gesottene und gebratene Knöpfler, Holzmuß (Eierhaber). Zum Mittagessen hat man in der Woche 2 bis 3mal Fleisch (Schweinefleisch), namentlich Speck.

Das Abendessen ist eine Habersuppe, einer Suppe von Milch und Brod (Bettelsmann vulgo) Wassersuppe, gebratene Erdbirne, Salat mit saurer Milch oder Buttermilch angemacht. Zum Abend- wie zum Mittagessen kommt immer noch Milch und Erdbirnen. Auch Brod speist man zu jedem Essen.



Trachten aus Enzklösterle, das früher zum Pfarrramt Simmersfeld gehörte.

Zu gewissen Arbeitsperioden (Schaffzeiten) als Heuet, Erndte usw. hat man oft auch morgens zur Suppe, Butter, geröstete Weckenschnitten oder Holzmuß, und beinahe alle Mittag Fleisch, was sonst wöchentlicher nur höchstens 2 bis 3mal vorkommt. Zum Morgen (oder Zehnebrod) hat man sommers zu Arbeitszeiten Milch, Brod und Butter, zum Abend-(Vesper-) Brod Milch; zu andern Jahreszeiten aber bloß Brod und oft das nicht.

Beim Flachsbrechen werden die Brecherinnen besonders gespeist; das Frühstück ist: Wassersuppe (häufig dazu Haber-

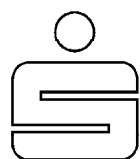
oder Apfelbrei); um 10 Uhr bekommen sie Erdbirnen, Brod und Milch. Das Mittagessen ist: Fleischsuppe, Gemüß (Sauerkraut, süßes Kraut, Rüben, Bohnen) Rind-oder Schweinefleisch, Knöpfeln oder Erdbirnen und Brod (wer Milch hat, gibt auch Milch zum Trinken). Um 3 (4) Uhr erhalten sie Erdbirnen, Brod, Milch oder Most. Das Nachtessen ist: Suppe, Schnitz und weiche Knöpfeln (und Reißbrei bei manchen, bei andern Milch). Als Taglohn bekommt eine Brecherin 8 Kreuzer, die Dörrerin bekommt 12 Kreuzer und eine Handvoll Flachs.

Man ißt gewöhnlich alles aus

Schüsseln, nicht von Tellern. Nur das Fleisch wird auf hölzernen Brettchen, von dem, der es vor sich hat, zerlegt.

Etwas, was von unseren Leuten häufig auch genossen wird, ist der Pfifferling (Agarius Cantparellus), den sie in den Wäldern sammeln, puzen, waschen, sieden und nachdem das Wasser ausgepreßt ist, in Bütten braten. (18. Juli 1823).

Die Speisen alle zeugen übrigens von der unvollkommenen Kochkunst, und der Gaumen des Nichtbauren und Nichttagelöhners findet sich durch die Art, wie diese Speisen zubereitet sind, eben nicht gekitzelt.“



Mit freundlicher Unterstützung der Kreissparkasse Calw